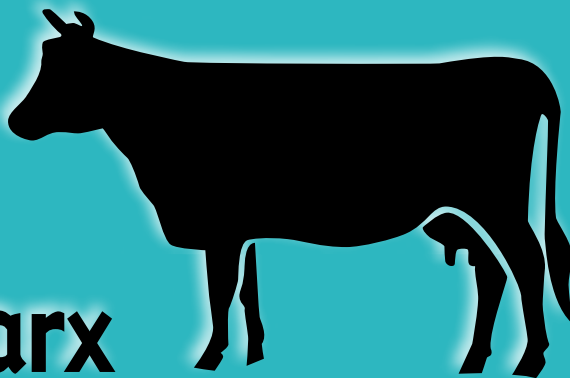


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 49
Dezember 2016



*15 Jahre Diözesan-Caritas Saratow –
„Schau mal, was daraus geworden ist!“*



Liebe Leserinnen und Leser!

Viele von Ihnen wissen sicherlich, dass ich besondere Briefe – und dazu gehören Dankesbriefe an Spender und Ehrenamtliche – gerne handschriftlich mit einem Füllfederhalter schreibe.

Sich ein paar Minuten hinzusetzen und Zeit für ein persönliches Dankeschön zu haben, ist für mich Wertschätzung des Gegenübers. Manchmal schlage ich dabei auch mein Sprüchebuch auf. Ein Spruch darin gefällt mir im Kontext unserer Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ besonders gut. Er stammt von Hermann Gmeiner, einem österreichischen Sozialpädagogen. Er lautet: **„Alles Große in unserer Welt geschieht nur, weil jemand mehr tut als er muss.“**

Warum rührt mich dieser Satz? Ich denke, weil sich jede/r von uns darin wiederfinden kann. Immer fängt Großes mit etwas Kleinem an. Nie wissen wir im Voraus, was aus unserem Engagement zu entstehen vermag. Das Schöne daran ist der Impuls in uns, mehr zu tun als wir müssen. Dabei spielt für den Autor dieses Satzes offensichtlich das Ausmaß der Tat überhaupt keine Rolle. Wie oft haben Leute sich gedacht: „Mensch, wie klein haben die Dinge begonnen und schau mal, was daraus geworden ist.“ Das gilt sicherlich auch für die Caritasarbeit in unserem Partnerbistum St. Clemens. Wir sind ein wenig stolz, diese Entwicklung von Anfang

an begleitet zu haben. Über die Caritasarbeit in unserem Partnerbistum wollen wir aufgrund des 15-jährigen Jubiläums der Diözesan-Caritas Saratow schwerpunktmäßig in dieser KUH berichten.

In diesem südeuropäischen Teil Russlands mit einer Fläche, die fast 4 mal so groß ist wie Deutschland, gibt es 7 registrierte Regional-Caritasverbände, und zwar Astrachan, Orenburg, Priasowje (für das Gebiet Rostow am Don), Saratow, Sotchi, Wladikawkas und Wolgograd. In einigen Orten wie Marx, Naltschik und Orsk gibt es darüber hinaus weitere Caritasstellen, die der Diözesan-Caritas Saratow zugehörig sind. Diese Standorte bilden neben den caritativen Tätigkeiten in den Gemeinden das Netzwerk der Caritasarbeit im Bistum St. Clemens.



Wir legen Ihnen zu dieser KUH-Ausgabe eine CD mit Radio-Beiträgen von Brigitte Lehnhoff bei. Die Journalistin reiste mit mir durch unser Partnerbistum St. Clemens. Dabei entstanden einige Radio-Reportagen. Zwei davon finden Sie auf der CD, die ich Ihnen sehr empfehlen möch-



Ottmar Steffan, Fachreferent für Weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa. Foto: Jannis Steffan.

te. Genauso wie die Beiträge von Brigitte Lehnhoff für diese KUH-Ausgabe auf den Seiten 29 ff.

Ich wünsche Ihnen von Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr 2017 mit viel Zufriedenheit, Gesundheit und Gottes Segen auf all Ihren Wegen.

Ihr
Ottmar Steffan

PERSONALIA

Im Sommer dieses Jahres hat meine langjährige Kollegin Sabine Hahn die Caritas Osnabrück verlassen, um sich neuen beruflichen Herausforderungen zu stellen. Ich möchte ihr an dieser Stelle herzlich für ihre Unterstützung und ihr Engagement in den letzten Jahren danken. Ich wünsche ihr für ihre berufliche und private Zukunft alles Gute!

Editorial	3
15 Jahre Diözesan-Caritas Saratow	
Ein Priester auf weiter Flur	5
Weichenstellung für die Zukunft und Jubiläumsfeierlichkeiten	7
Die Katholische Kirche wäre ohne die Caritas ein Krüppel	9
Mit der Lupe draufgeschaut	13
Caritas Südrussland im Überblick – Vertrauen und Hoffnung durch soziale Arbeit	16
Für Mutter und Kind – Caritas St. Petersburg	
Ein kompetentes Netz für Mutter und Kind	20
Freiwillige Dienste im Ausland	
Starke Frauen in Russland	26
Blick von außen - Reiseeindrücke einer Journalistin	
Bilder im Kopf	29
Mit dem Kreuzzeichen haben wir begonnen	32
Werke der Barmherzigkeit	
Nackte bekleiden – Werke der Barmherzigkeit	36
Workshop für Jugendlichen in Sibirien	
Wie die Wölfe in den Altaj kamen	38
Obdachlos in Sibirien	
Hilfe für Obdachlose und Bedürftige	42
Kurznachrichten	
Augenblick mal	45
Impressum - Spendenformular	
Wir über uns	46



Ein erstes Kennenlernen in Marx an der Wolga: Bischof Clemens Pickel (links), Ottmar Steffan (Mitte) und Andres Tropmann (rechts), Hausmeister der Kath. Kirchengemeinde Christus König in Marx an der Wolga, im November 1998. Foto: privat.

Ein Priester auf weiter Flur

15 Jahre Diözesan-Caritasverband Saratow – wie alles begann...

von Ottmar Steffan

Als ich im Juni 1998 per Fax das erste Mal Kontakt zu Bischof Pickel in Marx an der Wolga aufgenommen hatte, war er gerade einmal gut zwei Wochen vorher von Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof der katholischen Administration Südrussland ernannt worden. Durch einen kleinen Beitrag im Osnabrücker Kirchenboten bin ich auf seine Bischofsweihe aufmerksam geworden. Doch was wusste ich schon von der katholi-

schen Kirche in Russland? Ich hatte keine Vorstellungen von der ausgeprägten Diaspora-Situation vor Ort.

Mein Wunsch war es damals, mit Bischof Pickel Kontakt aufzunehmen und ihm unsere Hilfe anzubieten – wie auch immer sie aussehen sollte. Bis dato hatten wir zwischen 1994 und 1996 mit der Aussiedlerberatung der Caritas Osnabrück insgesamt sechs Hilfstransporte in Dörfer im Nordkaukasus durchgeführt,

bei denen wir lediglich kommunale Kontakte vor Ort hatten.

Anfang November 1998 machte ich mich gemeinsam mit zwei Ehrenamtlichen aus Osnabrück auf den Weg, Bischof Pickel in Marx an der Wolga zu besuchen. Dies erfolgte per Bus von Bielefeld nach Moskau, per Zug von Moskau nach Saratow und die letzte Stunde schließlich wieder mit dem Bus von Saratow nach Marx. Dort wohnte Bischof Pickel als Bischof und

als Gemeindepriester noch eine ganze Zeit, bevor er für seine Gemeinde einen Nachfolger finden konnte und nach Saratow umzog.

Ein Priester auf weiter Flur. Das war die Situation, die Clemens Pickel als Gemeindepfarrer in Marx jahrelang erlebt hat. Er fuhr gemeinsam mit den ersten Eucharistieschwestern, die in Marx einen kleinen Konvent aufgebaut hatten, Hunderte von Kilometern zu Außenstationen, um Heilige Messen zu halten und Sakramente zu spenden. Anfangs war er der einzige Priester des heutigen Bistums St. Clemens, welches ein Gebiet umfasst, das fast viermal so groß ist wie Deutschland. Im Laufe der Jahre konnte Bischof Pickel Priester aus aller Welt gewinnen, um mit ihnen katholische Gemeinden wieder aufzubauen.

Fast 70 Jahre gab es keinen Priesternachwuchs in Russland. Zwar konnte das katholische Priesterseminar in St. Petersburg wieder seine Arbeit aufnehmen, doch bis heute ist der Priesternachwuchs in Russland noch sehr gering. Von den 45 katholischen Priestern im Bistum St. Clemens haben nur drei einen russischen Pass. Außerdem sind der argentinische Priester Raul (Pfarrer in Taganrog) und Pfarrer Marcus Nowotny aus Brandenburg (Pfarrer in Samara) im Bistum St. Clemens inkardiniert, sodass das Bistum St. Clemens fünf eigene Priester hat, während die anderen 40 Priester zur Aushilfe auf Zeit im Wolga-Bistum arbeiten.

Von Anfang an waren viele Gemeinden auch caritativ engagiert. Neben vielfältiger gemeindlicher Caritas, die anfangs vor allem humanitäre Hilfe umfasste, gab es auch kleine hauptamtliche Caritasstrukturen, beispielsweise in Wolgograd, Sotchi, Rostov am Don und Wladikawkas.

Durch direkte Kontakte der dortigen Priester und Caritasmitarbeiter nach Deutschland oder anderswo, konnte die professionelle Arbeit dieser kleinen Caritasverbände ihren Dienst tun.

Während Bischof Pickel alle Hände voll zu tun hatte, katholische Strukturen in seiner Administration aufzubauen und Priester zu gewinnen, die die katholische Kirche im südeuropäischen Teil Russlands wieder lebendig machen sollten, liefen auch intensive Gespräche zwischen Bischof Pickel, dem Deutschen Caritasverband, der Caritas Frankfurt (Oder) und der Caritas Osnabrück über den Aufbau von diözesanen Caritasstrukturen. Im September 2000 ernannte Bischof Clemens Pickel Igor Kriwulin, das damalige Gemeindeglied aus Saratow zum ersten Leiter des Diözesan-Caritasverbandes in Südrussland. Der Finanz- und Wirtschaftsexperte hatte viel zu tun, um mit den bereits existierenden Orts Caritasverbänden und weiteren Caritasprojekten in den Gemeinden Kontakt aufzunehmen und ihnen professionelle Hilfe anzubieten.

Es dauerte dann noch über ein Jahr, bis der Diözesanverband offiziell im Jahr 2001 bei den russischen Behörden registriert werden konnte. Igor Kriwulin

war sich sicher, dass der junge Caritasverband nicht nur finanzielle Unterstützung brauchte. Er formulierte es damals so: „Wir haben viele Fragen, die die Struktur unserer Arbeit betreffen. Wo müssen wir aktiv sein, wo sind unsere Grenzen, wie können wir unsere Wurzeln in den Gemeinden stärken, welche Qualifikationen und welche Art von fachlicher und spiritueller Begleitung brauchen unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter?“ Diese Fragen schrieb Igor Kriwulin für „Eine Kuh für Marx Nr. 13“ vom Dezember 2001. Der damalige Osnabrücker Weihbischof Theodor Kettmann erwiderte im gleichen Heft: „Wir lernen viel durch diesen engen, partnerschaftlichen Kontakt. Die Arbeit, die in Südrussland geleistet wird, ist enorm. Wir müssen uns von den Fachleuten in Saratow sagen lassen, welche Art von Hilfe sie brauchen und wir machen ihnen Mut, sich auf bestimmte Projekte zu konzentrieren, denn die Not ist groß und damit auch die Gefahr, die Kraft zu zersplittern. Bei gezieltem Einsatz ist die Hilfe jedoch viel mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.“

Was sich in diesen 15 Jahren in der Caritasarbeit des Bistums St. Clemens getan hat, ist gewaltig. Vor allem unter der Leitung der gegenwärtigen Caritasdirektorin Oksana Lebedewa hat die Caritasarbeit eine enorme Entwicklung, sowohl in der Gemeinde-Caritas als auch in der professionellen Caritasarbeit genommen. Wir sind sehr dankbar, die caritative Arbeit im Bistum St. Clemens von Anfang an begleitet haben zu dürfen.



Segnung und Einweihung der neuen Räumlichkeiten von Regional- und Diözesan-Caritas Saratow.
Foto: Bistum St. Clemens.

Weichenstellung für die Zukunft und Jubiläumsfeierlichkeiten

Regional- und Diözesancaritas Saratow ziehen zusammen in neue Büroräume –
Feierliches Abendessen anlässlich 15 Jahre Caritas Saratow

von Ottmar Steffan

Ein richtiges Büro, darauf musste die Caritas in Saratow bis September dieses Jahres warten. Am 22.09.2016 war es dann so weit. In unmittelbarer Nähe zur Kathedrale und der Kurie konnten die Mitarbeiter der Regional- und der Diözesancaritas ihre neuen Büroräume beziehen.

Bischof Pickel schrieb dazu in seinem Blog (vom 21.09.2016): „... besonders Oksana, unserer Caritasdirektorin war die Freude über die neuen Räume ins Gesicht geschrieben. Sie hatte lange darauf gehofft, viele Jahre lang. Gestern war dann auch

der erste richtige Arbeitstag, sowohl in den neuen Caritasräumen als auch in der neuen Kurie.“

*Blögeintrag vom 8.11.2016:
„... um 10.00 Uhr morgens gab es die erste gemeinsame Dienstbesprechung von Stadt- und Diözesancaritas in deren neuen (gemeinsamen) Räumen. Als Caritaspräsident des Bistums war ich dabei. Allerseits ist Dankbarkeit zu bemerken, dass nun Platz ist für die Arbeit, die nicht mehr in Wohnungen oder bei unsicheren Vermietern getan wird. Eine Mitarbeiterin sagte mir: „Ich habe immer noch das Gefühl, gleich kommt*

einer und sagt mir: das war's – raus aus dem schönen Büro.“ Gut, dass wir diesen Neustart noch im Heiligen Jahr der Barmherzigkeit machen konnten. Es endet am 20. November (Christ König).

Zur Sprache kam die traditionelle Woche der Barmherzigkeit, die wir im Bistum jeweils vom 1. bis zum 2. Sonntag im November organisieren. Die Caritas mit der Saratower Pfarrgemeinde zusammen haben da eine ganze Menge Ideen gehabt, die nun Tag für Tag in reale Wirklichkeit umgesetzt werden. Außer der Bistumskollegte gehört ein Benefizkonzert



So lässt es sich arbeiten. Helle, gepflegte Räumlichkeiten sind der neue Arbeitsplatz von Regional- und Diözesancaritas Saratow. Foto: Ottmar Steffan.

legten: Vieles ist in diesen 15 Jahren entstanden und gewachsen ...“

Bei einem feierlichen Abendessen mit mir als Gast erinnerten sich Bischof Pickel, Oksana und die Regionalcaritas-Direktoren an die Anfänge und die Entwicklung der Caritasarbeit im Bistum St. Clemens vor eineinhalb Jahrzehnten.

Am nächsten Morgen setzte die Mitarbeiterrunde im neuen Besprechungsraum der Caritas ihr Treffen fort, in dem es neben den aktuellen und zukünftigen Caritasprojekten im Bistum St. Clemens auch um besondere Veranstaltungen zum Ende des Jahres der Barmherzigkeit ging. Fast alle Caritasmitarbeiter nahmen anschließend am Gesamtrussischen Kongress zum Ende des Jahres der Barmherzigkeit in Marx teil. Damit drückten sie die enge Verbundenheit zwischen ihrer Caritasarbeit und ihrem kirchlichen Engagement aus.

dazu, ein Trödelmarkt, an dem man sogar Möbel (vorerst per Foto) für einen guten Zweck anbieten kann. Ich hoffe, dass es in dieser Woche auch besonders viele Besuche auch bei Einsamen und Kranken gibt, Telefongespräche, Post ...

In der kommenden Woche werden sich dann erstmals alle regionalen Caritasdirektoren des Bistums hier im neuen Büro zu einer Tagung versammeln, die mit der Feier des 15-jährigen

Bestehens der Diözesancaritas endet (die Stadtcaritas ist älter).“

Blogbeitrag vom 17.11.2016: „Gestern und heute tagen in Saratow die Regionaldirektoren gemeinsam mit allen Mitarbeitern der Caritas in Saratow und es ist das 15-jährige Bestehen der Diözesanstruktur. Wir begannen gestern am frühen Morgen mit einer gemeinsamen Eucharistiefeier in der Kathedrale, in die wir unseren Dank hinein-



Erste gemeinsame Dienstbesprechung der Caritasdirektoren in den neuen Räumen. Foto: Ottmar Steffan.



Bischof Clemens Pickel (Mitte) gemeinsam mit dem damaligen Diözesancaritasdirektor Igor Kriwulin (rechts) und dem Diözesancaritasvorsitzenden Pater Grzegorz Rukstello (links). Foto: Bistum St. Clemens.

Die Katholische Kirche wäre ohne die Caritas ein Krüppel

von Bischof Clemens Pickel

Als mich der Apostolische Nuntius in Russland, Erzbischof John Bukowski, am 7. Juni 1998 in Marx an der Wolga zum Bischof weihte – und mir im Namen von Papst Johannes Paul II. die Seelsorge für den Süden des europäischen Russlands anvertraut wurde, für ein Gebiet, so groß wie Portugal, Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen(!), da musste ich

nicht bei „Null“ anfangen. Zwar hatte der letzte katholische Bischof Saratow am 14. August 1918 verlassen, zu Fuß, aber die Jahrzehnte der gott- und menschenverachtenden Verfolgung von Gläubigen waren vorbei.

Schon seit Anfang der 90er Jahre waren Priester und Ordensleute aus dem Ausland zum Helfen gekommen, Menschen,

die jahrzehntelang ohne sichtbare Kirche durchgehalten und (interessant!) gewartet hatten. Der Anfang der 90er – das war eine besonders schwere Zeit für Russland. Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1991 wurde die Sowjetunion aufgelöst. In anderen Teilen Osteuropas sprach man zu jener Zeit von der „Wende“, welche dann nach ein paar Jahren mit den entsprechenden Ergebnissen vorbei



Bis zum Herbst 2016 war das Büro des Diözesancaritasverbandes in Saratow hier in diesem Hochhaus einer umgebauten Wohnung untergebracht. Foto: Bistum St. Clemens.

Santi. Und als Moskau am 13. April 1991 seinen ersten katholischen Bischof bekam, war „Caritas“ schon da.

Katholisch – was ist das?

Jene 90er waren aber auch eine Zeit des Aufbruchs und vieler Hoffnungen. Die Caritasstationen, die damals schon im Süden Russlands entstanden – immer in gutem Kontakt mit Antonio in Moskau, wurden zu einer Art Aushängeschild für katholische Kirche, denn allein mit dem Wort „katholisch“ konnten nach 70 Jahren Atheismus die wenigsten etwas anfangen. Noch heute werden sich manche an die Lebensmittelpakete im Winter erinnern oder an die Sprechstunden für Menschen in sozialer Not.

Kommen wir aber zum Jahr 1998, als mir durch die Bischofsweihe ein Quasi-Bistum übertragen wurde. Jetzt musste ich mir einen Generalvikar suchen, ein Büro für die Arbeit, einen Nachfolger für die Pfarrei in Marx. Die riesigen Entfernungen und die schnell steigenden Reise- und Transportkosten machten großflächige Projekte immer aufwendiger. Unsere Präsenz im Süden rutschte in Moskau mehr und mehr unter den Tisch. Dennoch waren wir als Caritas – wenn es um Finanzierung ging – abhängig von der 1000 km entfernten Zentrale. Und sogar Anstellungen und Entlassungen in den Caritasbüros Südrusslands wurden in Moskau entschieden. So wandte ich mich zwei Monate nach meiner Bischofsweihe erstmals mit der Bitte um Hilfe an einen Freund bei der Caritas in Frank-

war. Im gigantischen Russland dauerte (dauert) jedoch alles länger. Statt von Wende müsste man vielleicht von einem Strudel sprechen, in den die Menschen gerieten: Arbeitslosigkeit, Inflation, Rechtsunsicherheiten und -lücken, Oligarchen und – auf der anderen Seite – Obdachlose... Viele hatten nicht einmal mehr das Geld, um zum Begräbnis von Verwandten zu fahren. Die Winter wurden zu besonders gefürchteten Zeiten. Da verstand es sich von selbst, dass Seel-Sorge nicht am Leib vor-

begehen konnte. Als Kirche einer verschwindend kleinen Minderheit im Land einerseits, und als Teilchen der Weltkirche andererseits, nahmen wir uns mancher sozialer Herausforderungen an. Ich war seit 1991 Pfarrer in Marx und erlebte die Talfahrt nach dem Zusammenbruch der Planwirtschaft als neuen Alltag. Gut, dass ich Verwandte und Freunde in Deutschland hatte! In Moskau gab es damals einen italienischen Diakon, der die Sache systematischer anging: Antonio



Bischof Clemens Pickel (sitzend) eingerahmt von den Leitern der Regional-Caritasverbände in Wladikawkas, Rostock am Don, Astrachan, Naltchik und Sotchi. Foto: Bistum St. Clemens.

furt (Oder). Es ging mir ums Verstehen und Sortieren des Vorhandenen, und um die Entwicklung einer tragfähigen Caritas-Struktur für die Zukunft. Heinz Adler konnte leider nicht zusagen. Das nächste „Dokument“ in meinem Caritasordner ist ein Schema für den Aufbau von Caritasstrukturen im Bistum Südrussland, (obwohl damals noch keine Rede von „Bistum“ war. Ein Versehen, aber prophetisch!)

Aufbau von Caritasstrukturen

Es ist mit 12.08.99 datiert und trägt die Handschrift von ... Ottmar Steffan. (Er und der Di-

özesanverband der Caritas im Bistum Osnabrück wurden zum Motor unserer Bistumspartnerschaft.) Nun ging es vorwärts. Am 19.09.2000 ernannte ich Igor Krivulin zum ersten Caritasdirektor der „Caritas im Süden des europäischen Russlands“, einer vorerst innerkirchlichen Struktur. Igor – Ehemann, Vater eines Sohnes, aktiver Katholik, hatte Management studiert, teilweise sogar in den USA, überzeugte mit seinem Auftreten, verstand es, in großen Zusammenhängen zu denken. Das Arbeiten mit ihm machte Freude. Als Präsidenten der Caritas stellte ich ihm den polnischen Pater Grzegorz

Rukstello zur Seite. Dessen seelsorglich praxisbezogener Zugang zur Sache war eine passende Ergänzung. Bei meinen Besuchen in den Pfarrgemeinden lernte ich die sechs recht selbstständigen Caritasbüros und deren Tätigkeit im Bistum kennen. Interessant war zu sehen, dass manchmal die Pfarrgemeinden dort, wo es Caritas als Institution gab, nicht so ansprechbar für caritative Themen waren wie jene, die Caritas als Institution nicht kannten. Drei Jahre später, im August 2003, verließ uns Igor Krivulin. Eine Situation, die heute nicht anders aussehen würde: Wir können nicht mithalten, wenn es um



Oksana Lebedeva (geb. Khmara), Jahrgang 1977, katholisch, Ehefrau, Mutter einer Tochter. Jurastudium an der Saratower Akademie für Recht (Diplom 2003). Freiwillige in Caritasprojekten, seit 1. März 2002 angestellte Mitarbeiterin, seit 19. August 2003 Direktorin der Caritas in der Diözese St. Clemens in Saratow. Foto: Bistum St. Clemens.

bessere Gehälter für gut qualifizierte Fachleute geht... Ein Krisenmoment für unsere junge Caritasstruktur.

Es war ein alternativloses Wagnis, als ich am 19.08.2003 die 26-jährige Oksana Khmara (heute: Lebedewa) zur Nachfolgerin des Diözesandirektors ernannte. Die junge Juristin beeindruckte durch ihren Weg zum Glauben, durch ihre Bescheidenheit und einen starken Charakter. Gleichzeitig war sie ein stiller Mensch, was bei ersten Konferenzen und Begegnungen außerhalb des Bistums nicht überall imponierte. Heute wüsste ich keinen mehr, der mir widerspricht, wenn ich sage: Besser hätten wird es nicht treffen können.

Kirche ohne Caritas wäre ein Krüppel

Längst bin ich selbst Präsident der Diözesancaritas. Oksana und die Direktoren der Regionalbüros nehmen an den jährlichen Pastorkonferenzen unserer Priester und Ordensleute teil. Unser Bestreben geht dahin, dass alle katholischen Christen im Bistum verstehen und im Herzen wiederholen können: „Caritas - das sind wir, alle!“

Kirche ohne Caritas wäre ein Krüppel. Die Struktur ist besonders nötig bei Großprojekten wie der Hauskrankenpflege und den Kinderzentren und in unvorhergesehenen Situationen (Naturkatastrophen, Flüchtlinge, ...). Insgesamt aber kann man im Alltag auch ohne Geld, Projekte und Struktur barmherzig sein. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass Oksana – heute Ehefrau und Mutter – ein geistlicher Mensch ist. Ich bin dankbar, eine solche Direktorin der Diözesancaritas zu haben.

Leider trifft das in den letzten beiden Jahren gewachsene Misstrauen gegenüber nicht-staatlichen Organisationen, die Verbindung ins Ausland haben, von Zeit zu Zeit auch unsere kirchlichen Strukturen. Zusätzlich zu den regelmäßigen Kontrollen durch verschiedene staatliche Organe, kommen unangemeldete. Auch wenn alles – meist geht es um die Buchhaltung – in Ordnung ist, machen solche tagelangen Prozeduren müde. Hoffentlich nehmen sie unseren Caritasmitarbeitern und Caritasmitarbeiterinnen sowie den Freiwilligen weder Mut zum noch Freude am Dienst.

Dass wir das 15. Jahr unserer Diözesancaritas endlich nicht mehr in einer kleinen Wohnung, sondern in hellen, geräumigen Büroräumen feiern können, verdanken wir zum Großteil Wohltätern, die nicht genannt sein möchten. Oksana und ihr Team arbeiten nur zwei Fußwegminuten von meinem Büro entfernt. Wir sehen uns inzwischen nicht nur bei Dienstbesprechungen, sondern auch beim täglichen gemeinsamen Mittagsgebet und Mittagessen.

Weitere Informationen finden Sie (auch auf Deutsch) unter:
www.caritasru.wordpress.com



Die meisten Kinder, die zum ersten Mal Kontakt zu den Caritas-Kinderzentren haben, stammen aus zerrütteten Familien und sind Schulschwänzer. Es ist für alle ein Segen, zu sehen, welche positive Wirkung der Besuch der Kinderzentren auf die Kinder und ihr familiäres Umfeld hat. Foto: Caritas Wolgograd.

Mit der Lupe draufgeschaut

Die Bedeutung der Projekte vor Ort wird sofort sichtbar, wenn man die Lebensgeschichten von Menschen hört, die dank der Caritas Hilfe in ihrer Not erfahren.

Facebook-Beiträge der Caritas Wolgograd und Marx

Kinderzentrum „Maria“ in Wolgograd

Seit zwei Jahren schon kommt eine kinderreiche Familie in unser Kinderzentrum. Die Kinder sind 15, 13 und 7 Jahre alt. Die Mutter selbst ist körperlich behindert und bemüht sich, ihre Kinder allein mit ihrer Rente zu

ernähren, zu kleiden und auszubilden. Wir vom Kinderzentrum unterstützen die Familie mit dem Kauf von Monatsfahrkarten für zwei Kinder. Meistens kommt der 13jährige Wasja zu uns, oft bringt er seinen jüngeren Bruder Maxim mit. Unsere Mitarbeiter haben die Familie oft zuhause besucht, gemeinsam

wurde dann ein Plan für die Arbeit mit der Familie aufgestellt. Durch diese Arbeit konnte eine vertrauensvolle Beziehung zur Mutter hergestellt werden. Sie nimmt am Leben unseres Kinderzentrums teil, kommt regelmäßig zu unseren Veranstaltungen und berät sich mit unserer Psychologin. Gerade die Puber-

tät ist oft schwierig für die Eltern und die Mutter hatte sich an uns gewandt, als Probleme in der Schule und schwierige Situationen zuhause auftraten. Mit Wasja wurden mehrere Einzelgespräche geführt, wir haben gemeinsam einige Konfliktsituationen besprochen. Er bekam öfter verantwortungsvolle Aufgaben übertragen und wurde ermuntert, sich an Unternehmungen mit den Eltern zu beteiligen. Die Mutter bekam Empfehlungen zum Umgang mit den Kindern. Nach einiger Zeit klärte sich die Beziehung zum Sohn, die schulischen Leistungen wurden besser und die Beziehungen in der Familie und unter den Brüdern wurden freundlicher, wärmer und ruhiger. Wegen des jüngsten Sohnes bat die Mutter um Hilfe, als dieser die Vorschule besuchte. Er

wurde plötzlich unruhiger, ängstlicher, weinte oft, hatte Alpträume und wollte nicht in der Klasse bleiben. Über mehrere Monate wurde mit ihm einmal in der Woche therapeutisch in spielerischer Form gearbeitet. Die Mutter und die Brüder bekamen Hinweise, wie sie ihren Bruder unterstützen können, und tatsächlich hat sich die Situation verbessert. Dennoch kommt die Mutter weiter gern zu uns ins Zentrum, bespricht sich mit den Fachkräften, unterstützt den Küchenkurs und bringt uns Kindersachen.

Hauskrankenpflege in Marx

Olga ist die Tochter von Nina. Sie wandte sich an unsere Hauskrankenpflege in Marx, um Hilfe bei der Pflege ihrer Mutter zu bekommen. Diese war wegen

ihrer schlechten Augen unglücklich gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Olga war überfordert, denn sie hatte selbst erst vor kurzem eine komplizierte Operation überstanden und durfte nicht schwer heben. Darum war sie bei der Pflege der Mutter quasi hilflos. Es waren bereits zwei Wochen seit dem Unfall vergangen, als Olga unsere Hauskrankenpflege um Hilfe bat. Beim ersten Besuch fiel uns sofort auf, dass Nina wie in einer Wiege auf einer weichen Matratze lag, was bei einem solchen Bruch sehr schädlich ist. Als wir die Frau auf die Seite legten, entdeckten wir tiefe Druckgeschwüre. Für die häusliche Pflege konnten wir ihr ein orthopädisches Bett und eine Antidekubitusmatratze leihen. Täglich kommt morgens und



Das Caritaskinderzentrum Maria in Wolgograd ist das älteste Kinderzentrum im Bistum St. Clemens, Saratow. Foto: Caritas Wolgograd.



Caritas-Krankenschwester Olga hat alle Hände voll zu tun – hier beim Aufbau eines Krankenbettes für eine neue Patientin.
Foto: Caritas Marx.

abends eine Krankenschwester von uns für die Versorgung der Geschwüre und zur hygienischen Pflege. Sie bettet Nina um, wechselt die Windeln, trainiert die Muskeln und setzt sie zum Essen auf. Olga freut sich über die Hilfe. Schon bald wird Nina mit einer Gehhilfe das Laufen trainieren können.

Hauskrankenpflege in Wolgograd

Im August hatten wir einen besonders schweren Pflegefall. Zu uns kam eine ältere Frau, deren Mutter nach einem Schlaganfall ans Bett gebunden war. Sie brauchten dringend Hilfe, denn die Frau war selbst krank. Die sozialen und medizinischen Hilfsdienste verweigerten nach ihren Angaben jede Hilfe und

die Ärzte wollten nicht zu ihnen nach Hause kommen, um sie zu behandeln. Verwandte leben weit weg und die Nachbarn helfen höchstens, wenn sie ihnen Geld gibt.

Nachdem ich um Gottes Hilfe für die Frauen gebetet hatte, machte ich mich auf den Weg zu ihnen. Die Tür öffnete mir eine kleine alte Frau. Wir stellten uns vor. Auf dem Sofa lag die ausgezehrtete Mutter. Bei der ersten Untersuchung zeigte sich, dass sie vollständig gelähmt war, sie sprach nicht, die Schluckbewegungen waren gestört, die Darmentleerung war unkontrolliert, auf dem Rücken hatte sie Druckgeschwüre ersten Grades. Gemeinsam wechselten wir die Bettwäsche, wuschen und behandelten den ganzen Körper, legten ihr Windeln an

und fütterten sie mit flüssigem Brei von einem kleinen Löffel. Während all der Zeit, die ich am Bett verbrachte, jammerte die Frau, dass die Mutter nicht mehr aufstehen könne, dass sie selbst nicht geheiratet habe, weil die Mutter immer alles für sie gemacht hätte, und nun könne sie nichts. Ihr selbst schmerzten Hände, Beine, der Kopf, aber alle würden sie nur verurteilen sie und niemand helfe. Äußerlich ist sie eine kräftige Frau und könnte natürlich die Mutter versorgen. Allerdings braucht sie dafür die qualifizierte Hilfe einer Pflegefachkraft. Wir sind froh, dass sie sich an unsere Hauskrankenpflege gewandt hat, nun können wir die Familie begleiten und ihr bei der Bewältigung der täglichen Aufgaben helfen.



Die Karte des Bistums St. Clemens / Südrussland zeigt die Caritasstellen im Wolgabistum. Foto: Bistum St. Clemens.

Caritas Südrussland im Überblick – Vertrauen und Hoffnung durch soziale Arbeit

von Rusiko Pavlova

Die Distanz von Saratow bis Moskau beträgt über 800 km, bis Novosibirsk über 3000 km und bis Irkutsk über 5000 km. Das Gebiet der Caritas Südrussland ist 1.350.000 Quadratkilometer groß. Über 47 Millionen Menschen leben in diesem Gebiet.

In sechs Dekanaten arbeiten 45 Priester und 65 Ordensschwestern.

Die Diözese beinhaltet die Wolgaregion, die Nord-Kaukasus Region und die Region des Schwarzen Meers. Das Gebiet der Diözese grenzt an viele

Länder: Kasachstan, Ukraine, Georgien und Aserbaidschan.

Vertrauen und Hoffnung durch soziale Arbeit

Hauptziele der Caritas vor Ort sind die:

- Hilfe für Kinder von Familien aus Risikogruppen

- Häusliche Pflege für kranke, alte, behinderte und obdachlose Menschen sowie für ihre Angehörigen/Pfleger
- Hilfe in Notfallsituationen
- Förderung von Toleranz und Frieden
- Verbesserung der Professionalität im Bereich der Wohltätigkeiten
- Entwicklung der Verwaltungs- und Leitungseffizienz

Unsere Arbeit für Kinder

Über 150 Kinder und Jugendliche erhalten in den 7 Kinderzentren Hilfe.

Wir fördern ein kommunikatives Netzwerk mit Kinderzentren anderer Diözesen, weiteren Pro-

jekten der Caritas, dem Staat und zivilen Organisationen, um Modelle für die Pflege und gegen Verletzungen von Grundrechten der Kinder zu entwickeln. In Kinderzentren arbeiten Freiwillige aktiv mit. Spezialisten, die mit Kindern arbeiten, nehmen regelmäßig an Fortbildungen teil. Kinder der Caritas Kinderzentren sind involviert in überregionale Veranstaltungen.

Kinder mit besonderer Pflege

Ein besonderes Projekt gibt es in der Caritas Wolgograd: Die Begleitung von Kindern in ihrer Persönlichkeitsentwicklung im Zentrum der Onkologie. Diese an Krebs erkrankten Kinder

verbringen viele Monate im Krankenhaus. In dieser Zeit haben sie nur wenige Möglichkeiten, Kontakte zu pflegen. Wir fördern ihre Kreativität sowie ihre konstruktiven und kognitiven Fähigkeiten. Wir bieten seelische Unterstützung für Kinder und ihre Eltern an. Wir malen Bilder, basteln, singen und unterhalten uns.

In Rostow und Orsk gibt es die Zentren für Kinder mit frühzeitigem Autismus, Kinderlähmung und Down-Syndrom. Das Zentrum „Support“ in Rostow wird seit 2005 von einer Gruppe von Erziehern, Psychologen und Eltern geleitet, um behinderten



Wie hier im Caritas-Kinderzentrum Antoschka in Astrachan lernen die Kinder friedvoll miteinander umzugehen, Verantwortung zu tragen und sich gegenseitig zu respektieren. Viele Kinder bringen schwierige Verhaltensweisen aus ihrem oft zerrütteten privaten Umfeld mit. Foto: Caritas Astrachan.



Oft geht die Unterstützung der Patienten unseres Hauskrankenpflegeprojektes weit über die eigentliche Pflege hinaus – besonders dort, wo unsere Caritas-Krankenschwestern die einzige Bezugsperson sind. Foto: Caritas Marx.

und entwicklungsverzögerten Kindern und ihren Familien zu helfen. Wir unterstützen diese Kinder, sich in der Welt zurechtzufinden, zu lernen und den Weg in ein eigenes Leben zu finden. Die Zentren führen bildende und entwickelnde Programme für besonders förderungswürdige Kinder und ihre Familien durch, bieten informelle, methodische sowie professionelle Unterstützung für Eltern und Fachkräfte an.

Hauskrankenpflegeprogramm
3 von 9 Pflegezentren der Caritas in Russland arbeiten in der Diözese St. Clemens. Oft werden kranke und behinderte

Menschen von Familienmitgliedern gepflegt, denen die Erfahrung und das nötige Wissen zur Vermeidung von Folgeerkrankungen fehlt.

Wir besuchen diese Menschen und bieten Schulungen an, damit die Patienten auch zuhause gut versorgt und gepflegt werden können.

Die fehlende psychologische Betreuung sowie der Mangel an Rehabilitationsmitteln verhindern die Resozialisierung und schränken die Mobilität von Personen mit Handicap ein. Wir stellen Rehabilitationsmittel zur Verfügung und leiten deren Nutzung an.

Obdachlose

In Russland gibt es keine offiziellen Statistiken über die Anzahl der Obdachlosen. Soziologen und Experten von Hilfsorganisationen schätzen die Zahl dieser Menschen auf 2 bis 4 Millionen. Die Hauptprobleme der Obdachlosigkeit in Russland sind geringschätziges und ablehnendes Verhalten seitens der Behörden und der Gesellschaft, Mangel an entsprechenden Gesetzen und fehlendes Eingreifen der Politik sowie lange und sehr kalte Winter.

Soziale Hilfsprojekte für mehr als 100 nicht sesshafte Personen gibt es in der Caritas Saratow und der Caritas Wolgograd.



Obdachlosen Menschen eine Hoffnung geben – die Caritas Wolgograd arbeitet mit städtischen Übernachtungsstätten für Obdachlose zusammen. Foto: Caritas Wolgograd.

Unsere Arbeit zielt unter anderem darauf ab, die Gesellschaft für die Probleme von Obdachlosen zu sensibilisieren. In Wolgograd fand die Ausstellung "Federhut" über das Leben von Obdachlosen statt.

Schule für Frieden und Verständigung

Das Ziel des Projektes besteht darin, das Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten und Repräsentanten unterschiedlicher sozialer Gruppen zu verbessern, um damit einen Beitrag zur Stabilität im Süden Russlands zu leisten. In 6 Regionen Südrusslands (Saratow, Wolgograd, Rostow, Astrachan,

Naltschik, Wladikawkas) wurden Programme gestartet, um Kindern und Jugendlichen Toleranz zu vermitteln. Mehr als 600 Kinder und Jugendliche, sowie über 300 Erwachsene (Lehrer und Eltern) nehmen derzeit daran teil. Kinder und Jugendliche erwerben interkulturelle Kompetenzen und lernen Konflikte zu lösen. Diese Projekte finden in der Schule statt.

Notfallsituationen

Das Projekt "Hilfe für Flüchtlinge aus der Ukraine" ist im Oktober 2015 in Rostow und Wolgograd gestartet. Flüchtlingsfamilien werden mit lebensnotwendiger Nahrung und

Hygieneartikeln versorgt und erhalten psychologische Betreuung. Zu den Flüchtlingen zählen viele Kinder, für die Ferienaktivitäten und andere Veranstaltungen organisiert wurden.

Die Realisierung unserer Projekte und Programme ist dank der folgenden ausländischen Organisationen möglich: Caritas Deutschland, Diözesancaritasverband Osnabrück, Caritas Frankreich, Caritas Italien, Renovabis, Kindermissionswerk, Maximilian-Kolbe-Werk, verschiedene Stiftungen.

Gegenwärtig arbeiten 83 Mitarbeiter und 148 Freiwillige in der Caritas Südrussland.



Die Herzen von Kindern muss man erobern. Foto: Caritas St. Petersburg.

Ein kompetentes Netz für Mutter und Kind

Das „Kompetenzzentrum für schwangere Frauen sowie für Familien und Frauen mit Kindern in einer schwierigen Lebenssituation“ der Caritas St. Petersburg

von Anastasia Lissanowa

Im Jahr 2015 wurden in St. Petersburg 769 verwaiste Kinder erfasst (insgesamt rund 6000 neugeborene Waisen in Russland jährlich). Von ihnen sind nur 24 Kinder tatsächlich Waisen, deren Eltern gestorben sind, die anderen 745 sind Waisen bei lebenden Eltern (so genannte Sozialwaisen). Von 215 dieser Kinder sagten sich ihre Mütter bereits in den Entbindungsheimen los, 75 Kinder wurden in

Krankenhäusern und Säuglingsheimen zurückgelassen. 455 Kinder wurden aus den Familien genommen, weil sie dort Gefahren ausgesetzt sind oder von ihren Eltern verlassen wurden.

Jährlich werden in Russland etwa 1 Million Abtreibungen vorgenommen. 2015 wurden in St. Petersburg 30.000 Schwangerschaftsabbrüche vorgenommen, 265 davon bei Minderjährigen. 71.337 Kinder kamen zur Welt.

Diese Zahlen beziehen sich nur auf den Bereich der staatlichen Medizin. Die Angaben privater Kliniken sind dabei nicht berücksichtigt, obwohl gerade Abtreibungen für sie die Haupteinnahmequelle darstellen.

Diese der Caritas St. Petersburg vorliegende Statistik ist u.a. Grund für die Caritas, schwangere Frauen in Krisensituationen zu unterstützen: Seit Januar 2015 führt die Caritas in St.

Petersburg ein neues Modellprojekt zur Unterstützung von schwangeren Frauen in Krisensituationen durch. Während das Projekt „Mutter und Kind“ in Trägerschaft des Malteser Hilfsdienstes seine Arbeit im Stadtzentrum fortsetzt, begann im Norden von St. Petersburg im Hartmut-Kania-Haus der Aufbau eines „Kompetenzzentrums für schwangere Frauen sowie für Familien und Frauen mit Kindern in schwieriger Lebenssituation“.

Die Arbeit des Kompetenzzentrums konzentriert sich neben der notwendigen sozialpsychologischen und materiellen Unterstützung auf die Stärkung der Strukturen im Umfeld der schwangeren Frau. Die Frauen und Familien sollen die Möglichkeit bekommen, in einer Krisensituation ihre eigenen Fä-

higkeiten zu nutzen, um dem ungeborenen Kind einen möglichst guten Start in das gemeinsame Leben zu ermöglichen. Gleichzeitig ist die Fortbildung und Vernetzung möglichst aller zuständiger städtischer Fachstellen ein entscheidendes Element der Arbeit des Zentrums.

Bevor das Projekt mit dieser Arbeit beginnen konnte, mussten die Räumlichkeiten im Kania-Haus hergerichtet werden. Es entstand ein Spielzimmer mit entwicklungsförderndem Spielzeug, Räume für die Gruppenarbeit und individuelle Gespräche und entsprechende Vorrichtungen für das Stillen und Wickeln der Kinder. Ein Team aus vier fest angestellten Fachkräften nahm schließlich die Arbeit auf, informierte allen relevanten Einrichtungen der umliegenden Stadtteile über das neue Hilfs-

angebot und knüpfte Kontakte mit den entsprechenden Fachkräften in den städtischen Ämtern und Gesundheitszentren.

Die vom Zentrum angebotene Unterstützung im sozialpsychologischen und materiellen Bereich wurde von Anfang an rege angenommen. Zu groß sind nach wie vor die sozialen Probleme für junge Familien, die nicht über stabile gesicherte Einkommen verfügen. Angesichts der andauernden Wirtschaftskrise im Land ist die Geburt eines Kindes für viele Frauen ein Armutsrisiko. In individuellen Beratungen konnten Frauen zur Geburt des Kindes ermutigt und ein Plan zur Unterstützung und Begleitung während der ersten zwei Lebensjahre des Kindes aufgestellt werden. Durch die Leihstelle mit Kinderkleidung und Erst-



Die kleine Irina will auf den Arm genommen werden. Foto: Caritas St. Petersburg.



Das Mutter-Kind-Zentrum der Caritas St. Petersburg bietet Schutz für Mütter mit ihren Kindern. Foto: Caritas St. Petersburg.

ausstattungs-Gegenständen sowie die Unterstützung mit Windeln und Babynahrung kann eine gewisse materielle Entlastung für Frauen in finanzieller Not erreicht werden.

Die sehr gut besuchten Vorlesungen und Seminare zum Umgang mit dem Neugeborenen und zu den Beziehungen innerhalb der Familie zeigen jedoch, dass nicht nur in materieller Hinsicht Hilfe notwendig ist. Viele Klientinnen des Zentrums kommen selbst aus sozial schwachen Familien und haben oft sehr vage Vorstellungen von gesunden Beziehungen zwischen Eltern und Kind. Sowohl die Schulungen für Eltern zu familiären Beziehungen und

häuslicher Gewalt als auch die individuelle Schwangerenberatung leisten hier entscheidende Hilfe. Während der verschiedenen Kurse für Eltern wird eine ehrenamtliche Kinderbetreuung angeboten, so dass die Frauen ihre Kinder in guten Händen wissen.

Bei allen Schulungsangeboten ist es eine Besonderheit des Zentrums, dass die Angebote offen sind für Frauen und Familien mit verschiedener sozialer Herkunft und mit unterschiedlichen Familienkonstellationen. Die Teilnehmer aus stabilen Verhältnissen sind wichtige Ansprechpartner für die Familien, die sich in Krisensituationen befinden und es soll in Zukunft

versucht werden, eine Form der „sozialen Patenschaften“ aufzubauen.

Die Arbeit mit den Frauen bestätigte schließlich eine Annahme, die bereits aus anderen Projekten der Caritas gut bekannt ist. In sehr vielen Fällen fehlt es an einer kompetenten und umfassenden Unterstützung durch die staatlichen und städtischen Ämter. Diese arbeiten zwar oft daran, einen Menschen oder eine Familie zu unterstützen, allerdings wissen sie nichts voneinander und von der konkreten Situation der Menschen und lähmen so die eigenen und anderen Bemühungen. Eine zentrale Aufgabe des Kompetenzzentrums besteht demnach

in der Vernetzung der verschiedenen Hilfsangebote, um deren Arbeit für die Familie effektiv zu machen. In mehreren Fällen konnten bereits Kooperationsverträge zwischen dem Kompetenzzentrum und den städtischen Einrichtungen für konkrete Fälle der gemeinsamen Begleitung von Familien abgeschlossen werden. Regelmäßige Treffen der zuständigen Ärzte, Sozialarbeiter, Pädagogen und Ordnungshüter führen zu einer spürbaren Verbesserung für die einzelnen Frauen. Seminare und Coaching für Fachkräfte aus den Partnerorganisationen erweitern zusätzlich die Kompetenzen der Fachstellen und verbessern das Netzwerk zugunsten der hilfesuchenden Frauen.

Ein Beispiel kann die Probleme und Erfolge der Arbeit des neuen Kompetenzzentrums gut illustrieren:

Nadja kam zum ersten Mal am 6. März 2015 auf Empfehlung einer Sozialarbeiterin des St. Petersburger staatlichen Familienhilfezentrums. Sie suchte psychologische Hilfe aufgrund zahlreicher familiärer Konflikte. Sie berichtete, dass sie 4 Kinder habe, aber nur für ihre 10 Monate alte Tochter erziehungsbe-rechtigt sei. Sie war arbeitslos, lebte mit dem Vater des jüngsten Kindes zusammen, war positiv auf Hepatitis C und HIV getestet. Bis vor fünf Jahren hatte sie ca. 20 Jahre lang Drogen konsumiert. In weiteren Gesprächen mit ihr und mit der zuständigen Sozialarbeiterin des Familienzentrums zeigte sich, dass sowohl ihr Partner als auch sie selbst unter Alkoholmissbrauch litten. Unsere Beraterin bot der Klientin an, die kostenlosen wöchentlichen Vorlesungen zu

Problemen des Suchtverhaltens im Projekt der Caritas St. Petersburg „Informations- und Beratungszentrum zu Gewalt- bzw. Suchtfragen“ zu besuchen. Schließlich drohte ihr das Jugendamt mit dem Entzug des Sorgerechts, da die Polizei mehrfach über Alkoholexzesse informiert hatte.

Gemeinsam mit den Fachkräften des Informations- und Beratungszentrums Sucht der Caritas wurde mit Nadja besprochen, wie eine Entzugsbehandlung aussehen kann, damit sie ihr Kind behalten kann. Neben einem Platz in der Reha-Station der städtischen suchtmedizinischen Klinik und den benötigten Unterlagen musste schließlich auch eine zeitweilige Unterkunft für ihre Tochter gefunden werden. Durch fehlende Absprachen unter den verschiedenen Einrichtungen kam es zu einer Verzögerung und die Behandlung konnte nicht wie geplant begonnen werden. Daraufhin wurde durch die Mitarbeiter des Kompetenzzentrums ein Konsilium aller beteiligten Stellen einberufen. Es zeigte sich, dass die Vormundschaftsstelle zu wenig über die Besonderheiten und Behandlungswege bei Suchterkrankungen informiert war und so die Bemühungen von Nadja nicht anerkannt hatte. Gemeinsam konnte der Sorgerechtsentzug vorläufig verhindert und Nadja zu einer ambulanten Therapie motiviert werden. Die Mitarbeiter des Kompetenzzentrums halten den Kontakt zu ihr, um sie bei der bevorstehenden Therapie und ihrem Wunsch, weiterhin für ihr Kind zu sorgen, unterstützen zu können.

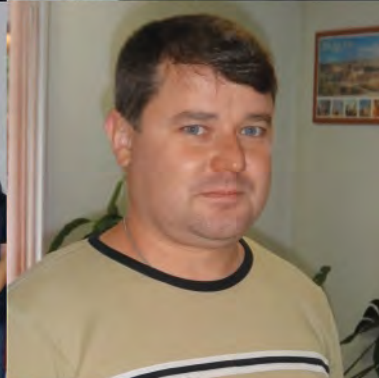
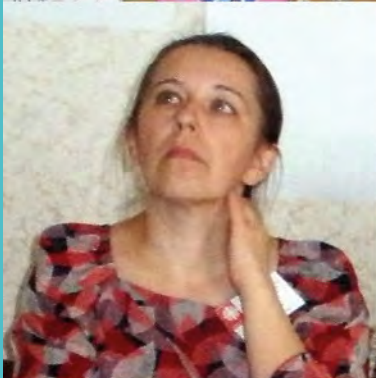
Dankesschreiben der Caritasdirektorin von St. Petersburg

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Hilfen bei der Unterstützung armer Menschen in Russland. Ziel dieses Projektes ist die Hilfeleistung für schwangere Frauen, Frauen und Familien mit kleinen Kindern in schwieriger Lebenssituation. Dank dem Modellprojekt der Caritas St. Petersburg kamen im letzten Jahr 12 Kinder zur Welt! Wir kennen sie alle beim Namen, sie behielten ihr Leben dank der Bemühungen der Projektmitarbeiterinnen.

Ihre Natalia Pewzowa

Direktorin der Caritas St. Petersburg

15 Jahre



Diözesean-Caritas Saratow





Kurz vor ihrer Aussendung durch Bischof Franz-Josef Bode: Johanna Fipp, Sarah Lünswilken, Lena Schötz und Maike Loheider (von links) freuen sich mit Ottmar Steffan auf ihren Freiwilligendienst in Russland. Foto: Bistum Osnabrück.

Starke Frauen in Russland

Alles ist anders: die Sprache, das Klima, die Kultur, das Essen, die Menschen. Mit Spannung erwarten unsere Freiwilligen ihren Dienst in Russland – gleichzeitig verbringen 3 junge Menschen aus dem Ausland ihren Freiwilligendienst in Osnabrück

von Ottmar Steffan

Mit Johanna aus Melle, Lena aus Icker, Maike aus Hagen am Teutoburger Wald und Sarah aus Papenburg, haben wir Anfang September 2016 vier junge Abiturientinnen aus dem Bistum Osnabrück in den 14. Russland-Jahrgang des Bistumsprojekts „Freiwillige Dienste im Ausland (FDA)“ ausgesandt.

Johanna befindet sich in Novosibirsk und wird dort in der Caritas im Mütterzentrum St. Sophia, im Kinderzentrum und im Diözesan-Büro mithelfen. Lenas Aufgaben bei der Caritas in Omsk bestehen in der Mitarbeit im dortigen Kinderzentrum, im Mütterzentrum, bei Hausbesuchen und der Obdachlosenhilfe. Maike arbeitet bei der Caritas in St. Petersburg. Im dortigen

Kinderzentrum, in der Hauskrankenpflege und in einer Tageseinrichtung für Menschen mit Behinderungen ist sie aktiv. Sarah schließlich unterstützt den Verein Perspektivy und zwar in der staatlichen Behinderteneinrichtung Peterhof in dem erwachsene, behinderte Menschen leben.

Kurz vor Redaktionsschluss habe ich auf meiner Rückreise von

der Wolga unsere beiden Freiwilligen Lena und Sarah in St. Petersburg besucht und sie bei ihrer Arbeit begleitet. Sie haben sich schon gut eingelebt und ihr Russisch hat sich prima entwickelt. Sie leisten gute Arbeit vor Ort.

Reverse-Programm

Seit Sommer 2007 gibt es das Reverse-Programm des Bistums Osnabrück, das es ausländischen Freiwilligen ermöglicht, einen Freiwilligendienst bei uns in Osnabrück zu absolvieren. In Kooperation mit der Heilpädagogischen Hilfe (HHO) und neuerdings auch mit dem Sozial-

dienst katholischer Frauen Osnabrück (SKF) bieten wir zwei Freiwilligen aus Russland und einer Freiwilligen aus Peru an, hier einen Bundesfreiwilligendienst (BFD) abzuleisten.

Seit Mitte August sind Anastasia, Mascha und Maria Alejandra in das Mädchenwohnheim der Ursulinen in Osnabrück-Haste eingezogen und wohnen dort mit anderen jungen Frauen zusammen.

Anastasia ist 25 Jahre alt, kommt aus St. Petersburg und hat 2013 ein Ingenieur Studium abgeschlossen. Im Jahr vor ihrer Ausreise hat sie bereits als Freiwillige in der gemeinnützi-

gen Organisation Perspektivy Erfahrungen in einer staatlichen Einrichtung für Behinderte gesammelt. Ihren Wunsch für einen Freiwilligendienst in Deutschland begründet sie so: „Ich bin interessiert meine Arbeit in diesem Bereich weiter fortzusetzen, neues zu erfahren, mich weiter zu entwickeln und zu erfahren, wie die freiwillige Tätigkeit in einem anderen Land organisiert ist. Die Erfahrung als Freiwillige in Osnabrück ist von großer Bedeutung. Eine sehr faszinierende Erfahrung die mich in meiner Entwicklung öffnen wird“. Anastasia ist im Agnes-Schöller-Haus, einem Wohnheim der HHO für 26 er-



Sarah betreut in einem großen staatlichen Behindertenheim für Erwachsene auf einer Station Schützlinge in zwei Schlafsälen. Alle Schützlinge freuen sich sehr über jede Art von Zuneigung. Foto: Ottmar Steffan.

wachsene Menschen mit Behinderung eingesetzt (siehe auch Eine Kuh für Marx Nr.48 – Bericht über ihre Vorgängerin Julia).

Die zweite junge Frau aus Russland ist Mascha aus Tscheljabinsk. Sie ist 18 Jahre alt und von ihrer katholischen Gemeinde zum Freiwilligendienst entsendet worden. Sie hat im Sommer dieses Jahres ihren Schulabschluss auf dem Gymnasium gemacht und schon seit einigen Jahren als Ehrenamtliche in ihrer Gemeinde im Kinderzentrum der Caritas gearbeitet. Dort hat sie Freiwillige aus dem Bistum Osnabrück kennengelernt, die wir für einige Jahre nach Tscheljabinsk geschickt hatten. Im Kontakt mit unseren Freiwilligen

entstand ihr inniger Wunsch, selber mal einen Freiwilligendienst im Bistum Osnabrück durchführen zu können. So nahm sie den Besuch unserer Jugendgruppe des Bistums Osnabrück beim russischen Jugendentag im Sommer 2015 in Novosibirsk wahr, um mich dort nach der Möglichkeit eines Freiwilligendienstes in Osnabrück zu fragen.

Nun arbeitet sie in der Kindertagesstätte „Rasselbande“ des SKF in dem 74 Kinder im Alter von 8 Wochen bis zur Einschulung in vier Gruppen betreut werden. Seit 2011 wird die „Rasselbande“ als Schwerpunkt-Kita für Sprache und Integration aus Bundesmitteln gefördert. Hier hat Mascha die Möglichkeit, auch Kinder aus

russischsprachigen Familien zu betreuen.

Die dritte im Bunde ist die 18-jährige Maria Alejandra aus Lima, Peru. Die Kontakte sind über eine Schulpartnerschaft zwischen der Santa-Ursula Schule in Lima und der Angela-Schule in Osnabrück zustande gekommen ist. Wie ihre Vorgängerin Macarena leistet Maria Alejandra ihren Dienst in der Horst-Kösling-Schule der HHO, einer staatlich anerkannten Tagesbildungsstätte mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung.

Weitere Informationen zu den Freiwilligendiensten im Bistum Osnabrück:
www.alltagshelden-gesucht.de



Unsere neuen Freiwilligen bei ihrer Ankunft in Osnabrück. Von links: Maria Alejandra Del Campo (Lima/Peru) Maria Urvantseva (Tscheljabinsk/Russland) und Anastasiia Palatkina (St. Petersburg/Russland). Annika Kollmer (rechts) und Ottmar Steffan, Teamer im Freiwilligendienst des Bistums Osnabrück, begrüßen die Ankömmlinge. Foto: privat.



Nur nicht „einrosten“ – Beweglichkeit zurückerlangen ist eines der wichtigsten Ziele in der Hauskrankenpflege.
Foto: Brigitte Lehnhoff.

Bilder im Kopf

Brigitte Lehnhoff, Journalistin aus der Region Hannover, begleitete im April Ottmar Steffan auf seiner Dienstreise in das Bistum St. Clemens. Für diese Ausgabe der KUH hat sie einige Reiseeindrücke festgehalten.

von Brigitte Lehnhoff

Naltschik erreichen wir am Abend, es ist schon dunkel. Auf einer mehrspurigen Straße fährt Pater Karl-Emmanuel in die Hauptstadt der Nordkaukasusrepublik Kabardino-Balkarien. Aneinandergereihte hell angestrahlte Lagerhallen fallen uns auf. Die Fassaden sind schmucklos, nur von einer leuchten übergroße, rote Tomaten.

Pater Karl klärt uns auf: „Die Hallen gehören zu einem Betrieb, der Gemüse anbaut und von den Sanktionen des Wes-

tens enorm profitiert.“ Der Betrieb habe einen Professionalisierungsschub durchgemacht. Und nun rollten Tag und Nacht von hier die Lastwagen mit frischem Gemüse nach Moskau.

Kaum in Russland angekommen, hat uns die internationale Politik schon eingeholt. Präsident Wladimir Putin behauptet immer wieder, die Sanktionen schaden nur denen, die sie verhängt haben, also den Westeuropäern. Wir bekommen im Laufe der Reise einen anderen

Eindruck. Das Leben ist für viele Menschen schwieriger geworden, seit die Weltmarktpreise für Öl gefallen sind und der Rubel unter Druck ist. Durch die Sanktionen sind die Preise für Lebensmittel noch einmal gestiegen. Für Sascha zum Beispiel, den wir Tage später kennenlernen, ist das eine Katastrophe. Der junge Mann lebt mit seiner Familie auf dem Dorf. Dort bekommt er nur schlecht bezahlte Gelegenheitsarbeiten. Grundnahrungsmittel sind inzwischen aber so teuer, dass er seinen drei Kindern nicht ein-

mal regelmäßig Obst kaufen kann. Unvergesslich die Freude von Kolja (6) und Artjom (2), als sie von katholischen Ordensschwwestern frische Äpfel geschenkt bekommen.

Am Tag nach unserer Ankunft muss Pater Karl-Emmanuel unerwartet eine Beerdigung übernehmen. Seine beiden Mitbrüder sind nicht am Ort. Was also machen mit den Gästen? Er schlägt uns vor mitzukommen. Auf dem Dorf, vor dem Haus der trauernden Familie, stehen schon Verwandte, Nachbarn und Freunde in kleinen Gruppen zusammen. Die Verstorbene ist aufgebahrt im Sarg auf dem Hof. Jeder kann sie ein letztes Mal anschauen, eine Blume ablegen, sich von ihr verabschieden. Junge Männer tragen schließlich den Sarg zu einer Marschrouka, die zum Friedhof fährt. Die Trauergemeinde

kommt nach und versammelt sich um das ausgehobene Grab. Erst nach dem Segen von Pater Karl wird das Gesicht der Toten bedeckt, der Sarg geschlossen, zugengelgt und hinabgelassen. Die Trauergesellschaft bleibt, bis die Friedhofsarbeiter auch den letzten Sack ausgehobener Erde zurück ins Grab geschüttet haben. Ein schmerzlicher Abschied, denke ich, aber auch einer, der Frieden schenkt. Weil der Tod nicht, wie hierzulande, tabuisiert wird. Alle Sinne und die Seele können Trauerarbeit leisten.

In Taganrog, westlich von Rostow am Don und nicht weit entfernt von der Grenze zur Ukraine, wohnen wir bei den Karmelitinnen Schwester Augustina, Schwester Bernardina und Schwester Miriam. Es liegt nahe, unsere Gastgeberinnen zu fragen, was sie von dem Kon-

flikt im Nachbarland mitbekommen. Doch wir müssen akzeptieren, dass Politik für Kirchenfrauen und –männer ein absolutes Tabu ist. Sich zu äußern, ist riskant. Weil es zu viele Gesetze und Vorschriften gibt, die im Handumdrehen gegen die Kirche und ihr Personal verwendet werden könnten.

Im Haus der Schwestern begegnen wir Anja. Sie lebt im Winter mit den beiden Kindern bei ihrer Mutter in der Stadt, im Sommer bewirtschaftet sie mit ihrem Mann und den Schwiegereltern einen Hof. Doch das Dorf stirbt aus. Anja und ihr Mann wollen aber, dass das Überleben auf dem Land möglich bleibt. Eine Kuh könnte dabei eine große Hilfe sein. Anjas Familie ist deswegen die erste in dieser katholischen Gemeinde, die von Spendern aus dem Bistum Osnabrück eine Kuh fi-



Ein kleines Juwel ist die Behindertenwerkstatt der Gemeinschaft Johannes XXIII. in Elista. Foto: Brigitte Lehnhoff.

nanziert bekommt. Die Augen der jungen Frau strahlen, als sie mit Schwester Augustina den Kuh-Vertrag unterschreibt.

Katholiken sind eine verschwindend kleine Minderheit in der Russischen Föderation. In der autonomen Republik Kalmückien sind es vielleicht noch ein paar weniger als anderswo. Die katholische Kirche, die wir zur Sonntagsmesse besuchen, ist jedenfalls so klein, dass jemand aus der Gemeinde liebevoll-spöttisch von einer Streichholzschachtel spricht. Abwegig ist der Vergleich nicht, schaut man hinüber auf die andere Straßenseite zum buddhistischen Tempel. Mächtig und imposant erhebt sich der Bau auf einer kleinen Anhöhe. Der Tempel gilt als der größte seiner Art in Europa und ist ein Symbol für die in Kalmückien vorherrschende Religion. Das Land ist buddhistisch geprägt. Selbst die russische orthodoxe Kirche ist hier in der Minderheit. Und das wiederum ist gut für das interreligiöse Klima.

Die katholische Gemeinde in Elista pflegt jedenfalls den Kontakt zur orthodoxen Kirche. Und so ist es Schwester Alberta möglich, kurzfristig ein Treffen mit Priester Alexey Grishchenko zu verabreden. Der Mitarbeiter des orthodoxen Bischofs in Elista empfängt uns freundlich. Bei einer kurzen Führung durch die alte und durch die neue Kirche geht er auf Besonderheiten des orthodoxen Glaubens ein. Dann ist Zeit für ein Gespräch und ich bin überrascht, wie offen der Priester Fragen nach dem kirchlichen Leben beantwortet. Von

den etwa 80.000 orthodoxen Christen in Kalmückien besuchen demnach etwa 10 Prozent die Kirche regelmäßig. Aber nur zwei oder drei Prozent leben tatsächlich in der kirchlichen Tradition. Darin unterscheidet sie sich also nicht wesentlich von den christlichen Kirchen in Westeuropa. Wenn auch die orthodoxe Kirche offiziell versucht, einen anderen Eindruck zu erwecken.

Wie gibt man jungen Menschen, die aus schwierigsten Verhältnisse kommen, eine Chance? Das Familienleben im Haus von Schwester Alberta ist die gelebte Antwort. Jeder hat dort seinen Platz, wird in seiner Art und Weise wertgeschätzt, aber auch kritisch und konsequent in der Entwicklung begleitet. Swetlana zum Beispiel: Geboren mit einer körperlichen Behinderung, lebte sie die ersten 15 Jahre ihres Lebens in einem Heim für psychisch behinderte Kinder, ohne Zuwendung, ohne geistige Anregung. Heute ist sie 28, eine junge Frau im Rollstuhl, die Lebensfreude ausstrahlt. Elf Operationen hat sie hinter sich, musste das Lernen erst lernen, arbeitet nun aber auf den Abschluss der Oberschule zu. Ihr Traum: Dolmetscherin oder Schneiderin werden. Wer Swetlana erlebt hat ist sicher: Sie wird ihren Weg machen.

Letzte Station unserer Reise ist Marx. Gerade rechtzeitig kommen wir an, um mit der Gemeinde einen besonderen Gottesdienst feiern zu können: 25 Jahre ist es her, dass der offizielle Wiederaufbau der katholischen Kirche in Russland begann. Ich rätsele während des

Gottesdienstes, was die Gegenstände vor dem Altar wohl bedeuten mögen. Da steht zum Beispiel ein Modell der Klosterkapelle, daneben liegt ein Habit, aber auch ein Haustürschlüssel, Fotos von Enkelkindern und eng beschriebene Blätter Papier. Bischof Clemens Pickel löst das Rätsel: Er hatte die Gemeindeglieder aufgefordert, zum Festgottesdienst etwas aus den vergangenen 25 Jahren mitzubringen, wofür sie dankbar sind. Eine schöne Idee, denke ich im Stillen, dem Dank Gestalt zu geben.

Nach dem Gottesdienst sind wir eingeladen zum festlichen Abendessen im Kloster. Die Atmosphäre ist entspannt und heiter. Wer hätte gedacht, dass Pater Niklas aus Alexejewka ein begnadeter Zauberer ist? Mir geht aber auch das aufreibende Leben der Schwestern und Priester durch den Kopf. Ich habe Respekt vor der Hingabe, mit der sie ihren Dienst unter oft widrigen Umständen versehen. Wie sie es trotz aller Widerstände schaffen, für Einzelne das Leben zum Besseren zu wenden. Aber ich habe auch wahrgenommen, wie erschöpft einige sind. Und ich frage mich: Was kann, was darf die Kirche ihren Mitarbeitern zumuten? Gibt es auch eine Grenze für kirchliches Engagement? Bischof Clemens Pickel beantwortet mir diese Frage indirekt: „Die Kirche allgemein muss menschlicher werden, wir müssen wegkommen vom Denken in Strukturen und die wenigen Kräfte die wir haben, in die Gemeinde geben.“



Schwester Helena Chatikowa blättert in alten Fotoalben Foto: Ottmar Steffan.

Mit dem Kreuzzeichen haben wir begonnen

von Brigitte Lehnhoff

Im Sommer 1985 kam Helena Chatikowa nach Marx. Seit vielen Jahren ist sie Hausoberin der Eucharistieschwestern im Kloster. Dort sprach Brigitte Lehnhoff mit ihr über die Kirche im Untergrund und die bewegten Jahre vor dem offiziellen Wiederaufbau der katholischen Kirche in Russland.

Sie wurden 1958 in Karaganda in Kasachstan geboren und sind dort auch aufgewachsen.

Welche Rolle spielten in ihrer Heimat Religion und Glaube?

In Karaganda lebten wir im Stadtbezirk Majkuduk. Der wurde auch Klein-Berlin genannt, weil dort nur deutsche Familien lebten. Wir zum Beispiel waren 13 Kinder. Eine Kirche gab es nicht und viele Priester saßen im Gefängnis. Die Leute waren aber tief gläubig. Wir zum Beispiel beteten zuhause früh morgens und abends. Und sonntags sammel-

ten sich immer mehrere Familien, um den Rosenkranz und die Litanei zu beten.

Aber war es nicht gefährlich, den Glauben zu leben?

Ja, das war es. Wir durften zum Beispiel keine religiöse Literatur besitzen, also auch keine Bibel. Meine Mutter hatte aber ein Buch mit Legenden über Heilige. Sie hat es versteckt und heimlich darin gelesen. Die Geschichten hat sie uns dann wei-

tererzählt. Verboten war es auch, religiöse Symbole im Haus zu haben. Aber bei uns hingen immer ein Kreuz und Bilder. Und wir haben immer gebetet. Wenn der Geheimdienst zu uns nach Hause kam und kontrollierte, hat meine Mutter gesagt: „Das sind meine Kinder und die erziehe ich so, wie ich es will.“ Auch in der Schule wurde kontrolliert. Zweimal im Jahr mussten wir Fragebögen beantworten: Ob wir an Gott glauben, ob wir zuhause religiöse Bilder oder ein Kreuz haben, ob die Eltern beten. Wir haben immer wahrheitsgemäß geantwortet. Nicht weil unsere Mutter das erwartete. Sondern weil sie ein Vorbild für uns war.

Welche Konsequenzen hatte dieses offene Bekenntnis für Sie, Ihre Geschwister und Ihre Eltern?

Wir wurden vom Geheimdienst einbestellt und aufgefordert, den Pionieren beizutreten. Aber wir weigerten uns. Ich sollte das begründen und sagte einfach: „Ich will das nicht“. Die Konsequenz für uns Kinder war, dass wir nicht studieren durften. Ich zum Beispiel wäre gerne Lehrerin geworden. Aber ohne Bekenntnis zum Kommunismus blieb mir dieser Weg versperrt. Lebensgefährlich konnte der Widerstand für Erwachsene werden. Das wurde mir klar, als ich in den Orden eintreten wollte. Mein Vater war strikt dagegen. Nicht weil er etwas gegen den Orden hatte. Er hatte Angst davor, dass ich eines Tages im Gefängnis landen würde.

Sie waren 17 Jahre jung, als Sie sich für die Kongregation der Eucharistieschwestern entschieden. Wie war das Ordensleben unter der Bedingung von Kirchenverfolgung?

Die Idee, einen Orden zu gründen, gab es unter den Katholiken in Karaganda schon seit längerem. Deshalb kam 1974 Pater Albinas Dumbliauskas aus Vilnius zu uns. Er gab sich aber nicht als Geistlicher zu erkennen, sondern arbeitete als Krankenwagenfahrer. Im Untergrund sammelte er junge Frauen, die sich für ein Ordensleben interessierten. Ein Jahr später kam aus Vilnius Schwester Jadwiga, um ein Ordenshaus aufzubauen. Acht Mädchen traten damals ins Noviziat ein. Die Gemeinschaft ist dann sehr schnell gewachsen und das Haus wurde bald zu klein. In jedem Zimmer wohnten fünf, sechs Schwestern. Ich zum Beispiel habe mir mit einer anderen Schwester das Bett geteilt. Jede hatte ihre eigene Decke, eine schlief immer mit dem Kopf am Fußende. Wir brauchten also unbedingt mehr Platz, konnten aber nirgendwohin ausweichen, weil uns der Inlandsgeheimdienst KGB auf Schritt und Tritt verfolgte.

Das muss doch eine enorme psychische Belastung gewesen sein.

Ja, viele sind weggegangen. Nur die Stabilsten haben diesem Druck standgehalten und gründeten ein Ordenshaus in Majkuduk. Geweiht hat es der schwer kranke Bischof Pater Alexander Chira. Weil der KGB uns überwachte, mussten wir uns ab-

wechselnd in verschiedenen Häusern treffen. Damals kam der Vorschlag, nach Marx oder nach Duschanbe zu gehen. Oberin Jadwiga entschied sich für Duschanbe in Tadschikistan. Aber auch dort waren wir total unter Kontrolle: In den Steckdosen, im Telefon, überall waren Abhörgeräte installiert. Nur draußen in den Bergen konnten wir frei sprechen. In dieser Situation schlug uns Pater Josef vor, nach Marx zu gehen.

Mit wem machten Sie sich auf die weite Reise?

Mit Schwester Maria Mesmer und Schwester Jadwiga. Ende Juni, Anfang Juli kamen wir an. Zum ersten Mal sah ich Kirschbäume. Die gibt es in Kasachstan nicht. Ich erinnere mich aber auch an das schreckliche Heimweh, das ich hatte. Ich kannte ja kaum jemanden. In Marx waren schon die Schwestern Anna, Rosa und Lena. Sie hatten dort 1984 das Haus in der Kubischewa-Straße 204 gekauft. Bevor sie dort aber einziehen konnten, wohnten sie einige Monate bei Viktor Walinger, dem Großvater von Schwester Pauline.

Warum wurden Sie ausge-rechnet nach Marx entsandt?

Weil es dort Katholiken gab. Und weil viele Russlanddeutsche dorthin zurückkehrten, die unter Stalin nach Sibirien und Kasachstan deportiert worden waren. Sie hofften auf eine neue autonome deutsche Republik an der Wolga. Mit diesen Menschen haben wir gearbeitet.



Schwester Helena Chatikowa und Brigitte Lehnhoff im Gespräch. Foto: Ottmar Steffan.

Viele wussten aber kaum noch etwas vom Glauben. Wo haben sie mit der Katechese angefangen?

Mit dem Kreuzzeichen haben wir angefangen. Was das bedeutet, wussten viele überhaupt nicht. Die meisten konnten aber beten, weil die Großmutter oder die Eltern es ihnen beigebracht hatten. Bald bemerkten wir aber, dass manche das Vaterunser nur beteten, ohne die Worte und ihre Bedeutung zu verstehen. Schritt für Schritt erklärten wir dann alles und schrieben es auf. Dann haben wir die Bibel gelesen, das Alte Testament, das Neue Testament, dann den Katechismus. Nach ein paar Monaten Katechese empfangen sie dann die Sakramente. Die Katechese ging aber immer weiter.

Wovon haben Sie gelebt in der Anfangszeit?

Ich bin gelernte Krankenschwester. Den Beruf wollte ich aber nicht ausüben, weil ich dann jeden Tag hätte zur Arbeit gehen müssen. Für die Katechese wäre keine Zeit mehr gewesen. Deshalb habe ich eine Arbeit als Näherin angenommen, die konnte ich von zuhause aus erledigen. Und niemand bekam mit, dass mir alle Schwestern dabei geholfen haben, Betttücher und Herrenunterwäsche zu nähen. Nur so konnte ich mein Wochenkontingent schaffen und im Bistum herumreisen, um Katechese zu machen.

Wie war das damals mit dem Reisen?

Wir hatten kein Auto. Wir sind mit dem Bus gefahren. Auch Bücher gab es nicht, die haben wir alle selbst geschrieben. Damals haben wir wirklich Tag und Nacht gearbeitet.

Zunächst war die Gemeinschaft in Marx auf sich gestellt. Wann kam der erste Pfarrer?

1987 kam Pater Joseph Werth. Da wurde vieles einfacher. In dem Haus, das wir gekauft hatten und das am Anfang der Straße lag, wo sich unser Kloster befand, hoben Mitglieder der Gemeinde einen Keller aus und bauten ihn aus. Dort wohnte Pater Josef und dort war auch Katechese. Die Gemeinde wuchs ständig. Um ihnen eine Vorstellung zu geben: Jeden Sonntag

waren dreihundert Kinder in der Kirche, nicht Jugendliche, sondern Kinder. Und Weihnachten war es so voll, dass die Erwachsenen gar nicht reinkamen, nur die Kinder. Die Männer mussten draußen bleiben, bei 40 Grad minus. Und wenn wir Schwestern die Geschenke verteilten, die von den Eltern vorbereitet worden waren, war es so voll, dass die Kinder sogar auf meinen Schultern saßen.

Wie war das mit dem KGB: So große Versammlungen lieben sich doch kaum verbergen?

Auch in Marx beobachtete der KGB genau, was wir taten. In der Anfangszeit versammelten wir uns deshalb jedes Mal in einem anderen Haus. Die Schwestern trugen übrigens immer Zivil und ließen sich mit Tante oder Oma anreden. Schrecklich war es für uns, als 1985 die alte katholische Kirche abgerissen wurde [Anmerkung der Redaktion: Die Kirche stammte aus der Zeit vor der Vertreibung der Russlanddeutschen von der Wolga.]. Das war eine gezielte Provokation. Man behauptete einfach, die Kirche sei in einem ganz schlechten Zustand und könne einstürzen. Als die Abrissarbeiten im Gange waren, kamen die Leute aus der Stadt und holten sich Steine, um damit einen Stall oder sonstwas zu bauen. Wir haben auch ein paar Steine gerettet. Ein Eckstein ist in die Mauer der neuen Kirche eingebaut.

Wann wurde die neue Kirche gebaut?

Angefangen haben wir 1986, nachdem Pater Joseph Werth bei uns zu Besuch war und wir die Dokumente für den Kirchbau sammelten. Da wurde das Fundament gelegt. Aber dann wurde Pater Joseph zum Bischof ernannt [Anmerkung der Redaktion: Joseph Werth ist Bischof des westsibirischen Bistums Verklärung des Herrn in Novosibirsk.] und Pater Clemens kam, unser heutiger Bischof. Unter ihm wurde die Kirche dann fertiggebaut. Übrigens: Zur Weihe von Bischof Joseph in Moskau, 1991, haben wir das erste Mal öffentlich unseren Habit getragen. Und der Bischof sagte den Gläubigen, dass sie nun Schwester zu uns sagen sollen und nicht mehr Tante oder Oma.

1991 war das Jahr der politischen Wende, den KGB mussten Sie nicht mehr fürchten, trotzdem erlebte die Gemeinde einen Einbruch.

Ja, viele sind nach Deutschland übersiedelt. Die Gemeinde hat drei Ausreisewellen hinter sich. Beim letzten Mal sind über 100 Leute weggegangen, über 100 Leute. Heute ist die Gemeinde klein. Und kaum jemand kann noch Deutsch sprechen.

18 Jahre lang waren Sie auch Provinzoberin, also zuständig für die Eucharistieschwestern in Russland, Kasachstan, Georgien und später auch in Deutschland. Dieses Amt haben Sie 2015 an Schwester Pauline abgegeben. Mit ihr verbindet Sie eine besondere Geschichte.

Auch die Eltern von Pauline wollten nach Deutschland ausreisen. Sie hatten schon alle Dokumente dafür beisammen. Aber Pauline wollte nicht mitgehen. Sie spürte eine Berufung für das Leben im Kloster. Die Mutter war einverstanden, der Vater war aber dagegen. Auch ich hatte Bedenken. Pauline war doch mit 15 Jahren noch so jung. Ihre Mutter schlug vor, dass wir es zumindest miteinander versuchen sollten. Zu Anfang war Pauline auch fest entschlossen. Sie sagte: „Ich bleibe.“ Als die Eltern dann aber ausgereist waren, war es doch sehr schwer für sie. Ich habe versucht, wie eine Mutter zu ihr zu sein, bin früh mit ihr aufgestanden, habe zusammen mit ihr gefrühstückt und sie dann in die Schule geschickt. Und ich habe ihr zugesichert, dass sie doch noch zu ihren Eltern ziehen kann, wenn sie es möchte. Es wäre ihr Recht gewesen. Aber sie war stark und ist geblieben.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.eucharistinerinnen.de



Machen Kleider wirklich Leute? Gerade in Russland täuscht der erste Blick oft. Viele Arme achten sehr auf ihre Kleidung und versuchen, ihre Armut zu verbergen. Foto: Susanne Staets.

Nackte bekleiden – Werke der Barmherzigkeit

Während der Fastenzeit stellte katholisch.de die sieben christlichen Werke der Barmherzigkeit vor. Sieben Ordensleute erzählten dazu von ihrer Arbeit. Schwester Elisabeth Jakobowitz berichtete über ihre Tätigkeit in einer Kleiderkammer.

von Schwester Elisabeth Jakobowitz

Papst Franziskus hat ein Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen. Doch was bedeutet "Barmherzigkeit" überhaupt? Während der Fastenzeit stellt katholisch.de die sieben christlichen Werke der Barmherzigkeit vor: Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte bekleiden, Kranke und Gefangene besuchen sowie Tote

begraben. Sieben Ordensleute erzählen dazu von ihrer Arbeit. Heute berichtet Schwester Elisabeth Jakobowitz von den Armen-Schwestern vom Heiligen Franziskus über ihre Tätigkeit in einer Kleiderkammer.

Was die Werke der Barmherzigkeit für mich als Ordensfrau bedeuten? Ich glaube, sie sind für mich eine Grundhaltung,

über die ich nicht jeden Tag nachdenke wie über einen Arbeitsplan. In manchen Situationen werden sie mir jedoch als Entscheidungshilfe für mein Handeln im Alltag immer klarer. Von einer Begebenheit möchte ich Ihnen berichten: Aufgeregt stürmt eine junge Frau in mein Caritas-Büro in Omsk in Westsibirien. Noch bevor ich sie begrüßen und nach

ihrem Anliegen fragen kann, sprudelt es aus ihr hervor: "Ich war in der Kleiderkammer, aber ich habe nichts gefunden für meinen Sohn. In ein paar Tagen sind die Ferien vorbei und er hat nichts anzuziehen für die Schule! Fünf Monate habe ich auf diesen Termin in der Caritas gewartet, und nun finde ich nichts, was ihm passt." Irritiert schaue ich mir die Frau an. Sie trägt einen schicken Pelzmantel, ist adrett frisiert und wirkt auf mich durchaus nicht arm. Ich denke im Stillen: Über welche Beziehungen bist Du wohl im Sozialamt an den Bezugsschein für unsere Kleiderkammer gekommen? Mal wieder jemand, der auf dem Papier arm ist, in Wirklichkeit aber recht gute Nebeneinkünfte hat?

Passende Kleidung schützt die Seele

Die Werke der Barmherzigkeit sind für mich eine Grundhaltung, über die ich nicht jeden Tag nachdenke wie über einen Arbeitsplan, sagt Schwester Elisabeth.

Ich drücke ihr recht sachlich mein Bedauern aus und verweise sie an die Möglichkeit, im Sozialamt einen neuen Termin für unsere Kleiderkammer zu bekommen. Frustriert verlässt sie mein Büro. Ich bin verärgert über die Mitarbeiterinnen im Sozialamt und beschließe, das sofort zu klären. Immerhin ist unsere Hilfe für die Ärmsten gedacht und der Andrang ist so groß, dass es lange Wartezeiten für einen Termin gibt. Ich rufe die Fallmanagerin an und schildere ihr mit vorwurfsvollem Unterton die Situation. Ihre Antwort lässt mich noch heute

schamrot werden: "Schwester, lassen Sie sich nicht vom Äußeren täuschen. Diese alleinerziehende Mutter lebt mit ihrem achtjährigen Sohn in einem kleinen Zimmer in einem der heruntergekommensten Wohnheime der Stadt. Das Zimmer ist völlig leer. Sie haben kein Bett, keinen Schrank, keinen Tisch, keine Stühle. Sie schlafen auf dem blanken Fußboden. Alles, was sie haben, ist die Kleidung, die sie tragen. Den Mantel borgt sie sich bei der Nachbarin, damit sie im Winter überhaupt aus dem Haus gehen kann. Ihr Sohn ist gewachsen und hat nichts mehr anzuziehen, um in die Schule zu gehen." Als ich den Hörer auflege, schwirren mir meine Gedanken wild durch den Kopf: "Kleider machen Leute?!" - wie wahr dieses Sprichwort doch ist. Ich habe die soziale Situation dieser Familie nur nach der Kleidung der jungen Frau bewertet! Müssen Arme denn wirklich heruntergekommen aussehen? Sind nicht Kleidung und äußeres Erscheinungsbild ein legaler Schutz der eigenen Würde und der Achtung vor sich selbst? Darüber hatte ich mir noch nie Gedanken gemacht. Passende Kleidung zu haben bedeutet also nicht nur, im sibirischen Winter geschützt zu sein vor Erfrierungen. Passende Kleidung schützt und wärmt auch die Seele. Vom 8. Dezember 2015 bis zum 20. November 2016 findet das von Papst Franziskus ausgerufene "Heilige Jahr der Barmherzigkeit" statt. Diese Themenseite bündelt die Berichterstattung von katholisch.de zum Heiligen Jahr. In den Krisenjahren versorgte unsere Kleiderkammer jährlich

etwa 60.000 Bedürftige. Deshalb bekam jede Familie meist nur einen Termin im Jahr. Mit der Managerin im Sozialamt habe ich vereinbart, dass sie eine Ausnahme macht und dieser Frau kurzfristig nochmal einen Termin gibt, und zwar morgens als erste, damit die Auswahl und die Chance, etwas Passendes zu finden, größer sind.

Im Alltag noch aufmerksamer sein

"Nackte bekleiden" - die Begegnung mit der jungen Frau hat mir die Augen geöffnet für die tiefere Bedeutung dieses Werkes der Barmherzigkeit. Und sie hat mich vorsichtiger gemacht bei der Beurteilung anderer. Das Jahr der Barmherzigkeit, das Papst Franziskus ausgerufen hat, und die alljährliche Fastenzeit sind für mich eine Einladung, in den Anforderungen des Alltags noch aufmerksamer zu sein für die Menschen, denen ich begegne, und für die Not, die manch einer hinter einer Fassade verbirgt. Es ist gut, dass wir aus Fehlern lernen dürfen. Auch das bedeutet für mich Barmherzigkeit. In Russland gibt es ein Sprichwort: "Jeder im Dorf hat einen Faden gegeben und der Arme bekam davon ein Hemd." Es fällt mir manchmal ein, wenn ich in den Medien die endlosen Diskussionen höre zum Thema "Flüchtlinge". Die Armen-Schwwestern vom heiligen Franziskus wurden 1845 von Franziska Scherzier gegründet. Seitdem setzten sie sich für Arme und Notleidende ein, leisteten Gefangenen und Prostituierten Beistand und begleiteten zum Tode Verurteilte.



In Aktion: Laurenz Leky (links vorne) weiß genau, wie Jugendliche zu begeistern sind. Foto: privat.

Wie die Wölfe in den Altaj kamen

Märchen-Workshop in märchenhafter Umgebung für Jugendliche zum Thema Gewaltfreiheit und Toleranz

von Laurenz Leky

Mein Name ist Laurenz Leky und ich hatte das große Glück, vom 31. Juli bis zum 5. August dieses Jahres gemeinsam mit dem Caritasverband Nowosibirsk und mit großzügiger Unterstützung der Diözesancaritas Osnabrück ein Feriencamp für Jugendliche aus schwierigen Familienverhältnissen im Altaj-Gebirge in Sibirien durchführen zu dürfen. Im Folgenden möchte ich davon erzählen.

Doch zunächst die Vorgeschichte und ein paar Worte zu meiner Person: Ich bin eigentlich Schauspieler von Beruf und habe etliche Jahre an verschiedenen deutschen Stadttheatern gearbeitet. Während eines Engagements am Theater Osnabrück

bekam ich 2009 die Gelegenheit, als „Austauschschauspieler“ eine Weile am Dramatischen Theater Ruse, Bulgarien, zu spielen. Im selben Jahr nutzte ich meine Sommerferien dazu, eine erste Regieerfahrung am National Theatre von Kampala, Uganda, zu machen. Dabei erlebte ich, wie sehr die Theaterarbeit auch über Sprachbarrieren und verschiedene Kulturen hinweg in der Lage ist, Menschen zusammenzubringen und zu verbinden. Daraufhin kündigte ich mein Engagement und schrieb mich am Department of Peace Studies (Friedensstudien) in Bradford, Großbritannien, ein, um einen Masterabschluss in Conflict Resolution (Konfliktlösung) zu machen. Ich schrieb meine Abschlussarbeit über

Theater als Mittel der Konfliktlösung und hatte anschließend die Gelegenheit, Theorie und Praxis in verschiedenen Projekten im In- und Ausland auszuprobieren – z.B. mit NGO-Mitarbeitern im Ostkongo oder Flüchtlingen in München.

Nachdem ich schon während meines dortigen Engagements in Kontakt mit der Caritas Osnabrück gekommen war, kam es 2014 schließlich zur ersten Zusammenarbeit. In der Kaukasus-Republik Kabardino-Balkarien führten wir gemeinsam mit der Diözese Südrussland ein Feriencamp mit Kindern und Jugendlichen durch, an dessen Ende eine gemeinsame Theateraufführung stand. Dort lernte ich Svetlana Kusminych, die

Diözesankoordinatorin für Kinder- und Jugendhilfe der Caritas Nowosibirsk, kennen. In den Kinder- und Jugendzentren der Diözese beschäftigen sich die Pädagogen schon seit Jahren mit der Vermittlung von Prinzipien des gewaltfreien Miteinanders und der Toleranz. Svetlana lud mich ein, wie zuvor im Kaukasus während eines Feriencamps eine Theateraufführung auf die Beine zu stellen. Außerdem sollte ich den begleitenden Pädagogen neue Impulse und Ansätze für die Friedensarbeit vermitteln.

Den Rahmen des Projekts bildete ein überregionales Ferienlager für 29 Kinder und Jugendliche aus verschiedenen Caritas-Jugendclubs aus ganz Westsibirien, von Nishnyj Tagil und Tscheljabinsk am Ural im Westen bis hin nach Barnaul und Tomsk im Osten. Die Klientel dieser Jugendzentren stammt überwiegend aus schwierigen Familienverhältnissen. Die Eltern leben vielfach in zerrütteten Beziehungen, oft ist das Familienleben von Gewalt, Alkohol- oder gar Drogenproblemen bestimmt.

Jedes Jugendzentrum wurde von 3 bis 4 Jugendlichen und einer begleitenden Pädagogin bzw. einem begleitenden Pädagogen vertreten. Die malerische Umgebung des Dorfes Iogatsch am Telezker See, mitten in den bewaldeten Ausläufern des Altaj-Gebirges gelegen, bildete die perfekte Kulisse für eine ausgewogene Mischung aus Theaterarbeit und Erholung für die Jugendlichen.

Gleich am ersten Tag lud die Gruppe aus Omsk die anderen Teilnehmer auf einen Stationen-Parcours ein, der die Jugendlichen mittels verschiedener Spiele und Quizfragen mit der Kultur und den Traditionen verschiedener Nationen bekannt machte. So mussten die jungen Leute beispielsweise verschiedene Märchen der Gebrüder Grimm darstellen und erraten. Dabei musste ich einerseits beschämt feststellen, dass die russischen Jugendlichen besser mit dem deutschen Märchenkanon vertraut waren als der deutsche Theaterprofi. Andererseits zeigte sich hier auch, wie ich die Friedensarbeit vor Ort durch neue Ansätze würde ergänzen können.

Auseinandersetzung mit sich selbst

Natürlich kann die Auseinandersetzung mit den Spielen, den Märchen und der Landeskunde anderer Nationen das Verständnis für und die Toleranz gegenüber anderen Kulturen fördern. Was ich jedoch hinzufügen konnte, war die Auseinandersetzung der teilnehmenden Jugendlichen mit sich selbst als Individuum und als Teil einer Gruppe. Was sind meine Stärken, was sind meine Ängste? Wie kann ich erstere nutzen und zum Vorteil der ganzen Gruppe einsetzen und letztere gemeinsam mit den anderen konfrontieren und überwinden? Was stärkt uns im Angesicht von Herausforderungen? Und welche Hinweise geben die Mythen anderer Kulturen für den Umgang mit den großen Herausforderungen des Erwachsenwerdens?

Als Grundlage unserer Arbeit wählte ich nach eingehender Beratung mit den Kollegen vor Ort das altajische Märchen „Wie die Wölfe in den Altaj kamen“. Es geht dabei um einen Herrscher, der es nicht wagt, sich seinem Dämon zu stellen und stattdessen unter einem Vorwand einen Waisenjungen dem bösen Geist in die Arme treibt. Im Moment der größten Gefahr aber kann sich der Junge auf seine beiden Freunde, zwei Hunde, verlassen: Gemeinsam bringen die den Almys, wie es auf Altajisch heißt, zur Strecke. Dabei opfert sich eines der beiden Tiere und verlangt, verletzt im Wald zurückgelassen zu werden, um die anderen nicht aufzuhalten. Vor lauter Kummer läuft der Hund anschließend weinend in den Wald und wird zum Stammvater aller Wölfe, deren tiefe Sehnsucht nach dem Menschen sich bis heute in ihrem Heulen manifestiert.

Bevor wir jedoch in die Geschichte einstiegen, spielten wir mit den jungen Leuten zunächst verschiedene Integrations- und Kennenlernspiele. Aus der Verbindung des jeweiligen Namens aller Teilnehmer mit einer impulsiven Bewegung entstand dabei bereits der Anfang unseres Theaterstücks. Anschließend erfanden die Darsteller Standbilder, mit denen sie ihre Heimatstädte präsentierten. Die „lebenden Statuen“ bildeten einen Reigen verschiedenster Schaubilder, welche die Themen „Krieg und Versöhnung“ (zwei Reiter reichen sich auf einem Schlachtfeld die Hände) ebenso verhandelten wie die „Evolution des Menschen“ (vom gebückten Wesen bis zum



Mit großem Eifer lernen die Jugendlichen, das Märchen in Schauspielszenen zu verstehen und umzusetzen. Foto: privat.

stolzen Tänzer, kurz vor dem Absprung).

Nachdem so bereits am ersten Tag die erste Szene fertig war, die den jungen Darstellern die Möglichkeit gab, sich mit einer schwungvollen, temporeichen Choreographie mit Namen und Herkunft vorzustellen, fingen wir am zweiten Tag an, das Märchen selbst für die Bühne zu adaptieren. Dabei versuchte ich, die Geschichte immer wieder an die persönlichen Erfahrungen der Jugendlichen anzubinden und so zwar ein altajisches Märchen, letztlich aber auch eine Geschichte über die Teilnehmer zu erzählen.

So waren die Begegnungen mit dem Almys, dem bösen Geist, z.B. so aufgebaut, dass die Gruppe, während sie im Halbkreis um die Protagonisten der

Szene herum aufgebaut stand, erst flüsternd, dann immer lauter anschwellend, alle möglichen Ängste verbalisierte. Dabei bat ich die Jugendlichen von ihren eigenen Gefühlen auszugehen. So wurde nicht nur das Innenleben des Helden nach Außen gekehrt – und deutlich woraus der böse Geist seine Macht über sein Gegenüber bezieht – zugleich erzählten die Teilnehmer auch etwas über ihre eigenen Ängste. Umgekehrt unterstützte die Gruppe die zunächst unterlegenen Hunde im Kampf mit dem Almys auf dieselbe Weise mit allem, was den jugendlichen Darstellern Kraft und Mut verleiht. Diesmal hörten wir von dem immer lauter werdenden Chor Begriffe wie Liebe, Freundschaft, Zusammenhalt, etc.

Parallel zu den Proben reflektierten wir in den Sitzungen mit den Pädagogen die Theaterarbeit. Was haben Theaterproben mit Jugendlichen mit Friedensarbeit zu tun? Und worauf kommt es dabei an?

Friedensarbeit und Theater – wie gehört das zusammen?

Die Herausforderung der Arbeit in der Gruppe mit einem gemeinsamen Ziel schweißte die Teilnehmer zusammen und lässt sie Gemeinschaft erfahren. Zugleich fordert und fördert die Theaterarbeit bestimmte Eigenschaften: Kreativität ist ebenso gefragt wie Sensibilität gegenüber den eigenen Bedürfnissen und Gefühlen – und denen der anderen. Die Teilnehmer überschreiten auf spielerische Weise Grenzen und erweitern ihr Ver-

haltensrepertoire. Sie stehen im Mittelpunkt und ernten dafür Anerkennung. Krisen können bewältigt werden, wenn man konstruktiv und offen damit umgeht. Die gelungene Aufführung und der Applaus sind ein Erfolgserlebnis, das den Teilnehmern zeigt, dass sie in der Lage sind, Außergewöhnliches zu leisten.

Dank eines ausgewählten Freizeitprogramms konnten Erfahrungen wie Gemeinschaft, Selbsterfahrung, Kreativität und Verschiebung der eigenen Grenzen auch auf anderen Ebenen vertieft werden: morgendliche Gymnastik am Strand, Schwimmen im See, Wildwasser-Rafting und Wanderungen. In diesem Zusammenhang sind außerdem die allabendlichen Versammlungen am Lagerfeuer hervorzuheben, die den Jugendlichen Gelegenheit gaben, zuvor in den Jugendzentren vorbereitete Sketche, Szenen, Lieder, Gedichte etc. vorzutragen. Die Bandbreite reichte dabei von sehr humorvollen Beiträgen bis zu Gedichten über Toleranz und gewaltfreies Miteinander. Die besten Beiträge wurden ausgewählt, um im Anschluss an die Theateraufführung vor Publikum gezeigt zu werden.

Am Tag der Aufführung dann füllte sich das Kulturhaus von Iogatsch schnell mit einheimischen Kindern und ihren Eltern, aber auch Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Neben Touristen kamen im Verlauf des Abends auch immer mehr Männer dazu, die auf dem Heimweg von der Arbeit sahen, dass im Kulturhaus etwas los war und sich hinten in den Saal stellten –

die Sitzbänke waren bereits vor Beginn der Vorstellung bis auf den letzten Platz besetzt.

Während des Einlasses führten die Teilnehmer als „Warm-up“ Lieder und Tänze auf und motivierten das Publikum mitzumachen. Als der Saal voll war, versammelten sich alle Darsteller draußen vor der Saaltür.

Gemeinsam sind wir stark

Auch wenn die Arbeit nicht immer einfach gewesen war und ich die Gruppe oft daran hatte erinnern müssen, dass sie nur als Team bestehen können und die Arbeit der Gruppe stören, wenn sie während der Aufführung unaufmerksam sind oder sich unterhalten – in diesem Moment sah ich in die Augen einer Mannschaft, die hungrig war, auf die Bühne zu gehen und gemeinsam ihr Bestes zu geben. Und so war es dann auch: Hochkonzentriert absolvierten die Jugendlichen die anspruchsvollen Abläufe, hielten sich an die grundlegenden Verabredungen und agierten als Team. Vor allem aber: Sie spielten, hatten Spaß, fügten Kleinigkeiten hinzu, improvisierten – waren frei. Im Saal konnte man eine Stecknadel fallen hören.

Der anschließende begeisterte Applaus war die verdiente Anerkennung für die intensive Arbeit – es hatte hervorragend geklappt, die Anstrengung hatte sich gelohnt! Euphorisch stürzten sich die Jugendlichen in die Sketche und Szenen, die bei den Lagerfeuerabenden ausgewählt worden waren, und die beim Publikum, das bei etlichen Dar-

bietungen selbst auf die Bühne gebeten wurde, ebenfalls bestens ankamen.

Zum Schluss gab es dann noch eine Tanztheaterperformance: Der Koch unseres Ferienlagers, Leonid Glukhov, der eigentlich professioneller Tänzer ist und nur aus Liebhaberei gelegentlich am Herd steht, hatte mich gefragt, ob ich nicht Lust zu einer Improvisation über unseren Umgang mit der Natur hätte: ohne Worte - nur Musik, Tanz und Schauspiel. Gerade in der überwältigend schönen Umgebung des Altaj-Gebirges lag so ein Thema natürlich nah. Tatsächlich gelang es uns, mit dieser für junge Leute eher ungewohnten Kunstform insbesondere die Jugendlichen zu berühren - einige waren so ergriffen, dass sie sogar weinen mussten. Daraus entstand eine Idee für ein mögliches Ferienlager im kommenden Jahr: Theater als Sensibilisierung für den Umweltschutz!

Nach einer Nacht unter freiem Himmel in Schlafsäcken am Lagerfeuer war es am nächsten Tag auch schon an der Zeit, nach Hause zu fahren – zurück nach Nishnyj Tagil, Tscheljabinsk, Novosibirsk, Tomsk, Barnaul und Omsk. Eine dichte Zeit, die manchem von uns wie mehrere Wochen vorkam, und die doch nur sechs Tage dauerte, ging zu Ende. Es hieß Abschied nehmen. Von den anderen Teilnehmern, den Pädagogen, der herrlichen Landschaft – aber nicht von den zahlreichen Eindrücken, Erfahrungen und Begegnungen.

Do svidaniya – Auf Wiedersehen!



Neben der Essensausgabe ist die medizinische Notfallhilfe wichtiger Bestandteil der ambulanten Obdachlosenarbeit der Caritas Sibirien. Viele Obdachlose haben trotz schwerer Erkrankungen und Verletzungen monate- oder gar jahrelang keinen Arzt gesehen. Foto: Caritas Sibirien.

Hilfe für Obdachlose und Bedürftige

Das Existenzminimum zu besitzen heißt, in Russland eine warme Stube, genug zu essen und ausreichend gekleidet zu sein – oft reicht es nicht einmal dafür

von Natalja Sokolova

Sergej, 52 Jahre alt

Sergej ist im Kinderheim aufgewachsen. In seiner frühen Jugend ist vieles schief gelaufen. Als 19-jähriger kam er in die Besserungsarbeitskolonie mit allgemeinem Strafvollzug, in der er 12 Jahre verbrachte. Nach der Entlassung heiratete Sergej. Seine Frau, ihre Eltern und er wohnten in einem Privathaus. Mittlerweile arbeitete er als Bauarbeiter. Wegen der Vorbe-

strafung konnte er keine dauerhafte Anstellung bekommen. Er trank Alkohol und stritt sich mit seiner Frau und ihren Eltern ständig.

2003 wurde Sergej für weitere vier Jahre in der Besserungsarbeitskolonie mit allgemeinem Strafvollzug verurteilt. Seine Frau beantragte die Scheidung. Nach seiner Entlassung wohnte Sergej im Zentrum für soziale Anpassung. Nach kurzer Zeit

verließ er dieses Zentrum. Am Bahnhof lernte Sergej andere Obdachlose kennen und wohnte zusammen mit ihnen in einem verwahrlosten Haus. Seit 2009 kommt er regelmäßig zu einer Stelle des Projektes „Obdachlosenhilfe“ zum Mittagessen. Außer dem warmen Essen nimmt Sergej Kleidungs- und Schuhhilfe, wenn notwendig auch medizinische Hilfe und im Sommer – sanitäre Behandlung

in Anspruch. Innerhalb aller dieser Jahre verwiesen wir ihn an Rehabilitationszentren und an die Bauern für den Nebenjob. Er blieb da aber nur für eine kurze Zeit, dann trank er Alkohol und geriet wieder auf die Straße.

Jetzt übernachtet Sergej wieder in den Schächten der Fernheizung. Er sammelt Metall und Flaschen und bettelt in den Straßenunterführungen.

Ljudmila, 68 Jahre alt

Ljudmila wohnt in einer 1-Zimmer-Gemeinschaftswohnung zusammen mit ihrem Sohn und zwei Enkelkindern (Sascha und Mascha). Ihre Schwiegertochter wurde von einem getrunkenen Bekannten getötet. Außerdem wohnt auch der blinde 85-jährige Bruder von Ljudmila mit ihnen in der Wohnung. Sie holte ihn aus Mitleid vom Invalidenheim ab und kümmert sich um ihn.

Die einzige Einkommensquelle der Familie ist die Rente von Ljudmila. Ihr Sohn ist Alkoholiker und hat manchmal Gelegenheitsjobs. Der Bruder von Ljudmila bekommt noch keine Rente, weil die Vertragsauflösung mit dem Invalidenheim einige Zeit erfordert. Sascha geht in die 3. Klasse, Mischa geht in den Kindergarten. Er ist oft krank und versäumt den Unterricht. Die Kinder kommen manchmal mit ihrer Großmutter zum Mittagessen, sie verhalten sich aber zurückhaltend, sprechen wenig und lächeln nicht. Ljudmila beschwert sich, dass sie mit der Erziehung ihrer Enkelkinder nicht zurechtkommt, und dass es ihr an Kraft und Gesundheit dafür fehlt.

Für Ljudmila ist die Suppenküche ein Ort, wo sie nicht nur essen, sondern auch ihre Probleme vergessen und sich mit anderen Leuten unterhalten kann. Täglich nimmt sie das Mittagessen für ihre Kinder mit.

Wiktor, 75 Jahre alt

Wiktor wohnt allein in einem Privathaus am Rande von Novosibirsk. Er hat ein großes Grundstück, er pflegt es aber schon lange nicht. In seinem Haus ist es kalt, weil nur ein

Zimmer beheizt wird. Dadurch spart Wiktor Kohle und Holz. Er hat schlechte Beziehungen zu seinen Kindern. Sie leben getrennt und zeigen kein Interesse an ihrem Vater. Die Rente wird grundsätzlich für die Bezahlung der Kohle für einen langen sibirischen Winter und ein kleines Lebensmittelpaket ausgegeben. Wiktor sagt, dass er bei guter Gesundheit ist und keine Medikamente kaufen muss.

Er ist aber von seiner Einsamkeit müde geworden. Als er von



Viele arme Leute nehmen einen langen Fußweg auf sich, um an den Essensausgabestellen der Caritas Sibirien einen Teller Suppe und Brot zu erhalten. Foto: Caritas Sibirien.

der Suppenküche gehört hatte, kam er zur Eröffnung und kommt jetzt täglich, obwohl er für eine Fahrt viel Zeit braucht und umsteigen muss. Gern verbringt er Zeit in der Suppenküche bis zum Abend: er spielt Schach, wenn er Mitspieler hat, spielt Ziehharmonika und liest Bücher.

Oleg, 49 Jahre alt

Oleg ist in einer dysfunktionalen Familie aufgewachsen. Der Vater war Alkoholiker und schlug oft seine Frau und seinen Sohn. Die Nachbarn alarmierten die Polizei. Die verängstigte Frau wollte aber keine Anzeige bei der Polizei erstatten. Mit 12 Jahren lief Oleg von zuhause weg, verbrachte die lange Zeit auf der Straße und stahl.

Als 16-jähriger kam er für vier Jahre wegen Diebstahls ins Jugendgefängnis. Danach wurde er noch zweimal verurteilt und verbrachte 15 Jahre im Gefängnis. Nach seiner Entlassung arbeitete Oleg als Lastträger im Gemüselager und trank Alkohol nach der Arbeit. Er erzählte, dass er das Gefängnis wie ein Zuhause empfand, weil dort alles bekannt und auch alle Regeln verständlich für ihn waren. Schon drei Jahre ist Oleg nun in Freiheit, er ist tuberkulosekrank und will keine Behandlung. Im Sommer kam er zu uns zum Verbandwechsel wegen eines gebrochenen Armes. Er bekommt regelmäßig Essen und Kleidung von uns.

Oksana, 64 Jahre

Oksana zog in den 90er Jahren von Kasachstan nach Barnaul. Sie und ihr Mann träumten davon, hier ein Haus zu kaufen. Nach dem Umzug wurde der

Ehemann schwer krank und starb kurz darauf. Oksana blieb alleine. Obwohl sie keine gut bezahlte Arbeit finden konnte, gab sie nicht auf und arbeitete als Reinigungskraft, räumte Wohnungen in teuren Wohnbauten auf und pflegte kranke Menschen. Viele Jahre ihres Lebens waren durch striktes Sparen geprägt. Täglich ging sie 1 Stunde und 40 Minuten lang zu Fuß, um sich bei uns Essen zu holen.

Vor kurzem konnte sie sich ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern nicht weit von der Stadt entfernt kaufen. Das Haus bedarf einer kompletten Renovierung. Deshalb kommt Oksana zum Essen noch immer zu uns und geht zudem verschiedenen Arbeiten nach. Dieses Beispiel gibt uns die Kraft, weiterzuarbeiten und daran zu glauben, dass jeder Mensch dazu fähig ist, wieder ins normale Leben zurückzufinden.

Aleksandr, 58 Jahre

Bis zum Jahre 2012 lebte Aleksandr mit seiner Ehefrau in einem Eigenheim. Er arbeitete in einer Geflügelfabrik. Eines Nachts ereignete sich im Haus aufgrund eines defekten Ofens ein Brand. Die Ehefrau erstickte infolge einer Kohlenmonoxidvergiftung. Aleksandr konnte sich mit schweren Verbrennungen aus dem Haus retten.

Er lag lange im Krankenhaus und konnte nach dem Ende der Behandlung nirgendwohin zurückkehren, da das Haus nicht versichert war und die Stadt ihm keine andere Unterkunft zur Verfügung stellte. Er selbst fiel nach dem Verlust der Ehefrau in eine schwere Depression und gab sich die Schuld an allem.

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus landete er auf der Straße. Zurzeit wohnt er in einem Zentrum für obdachlose Menschen. Tagsüber holt er sich am Kiosk Essen und ist auf der Suche nach Arbeit.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.caritas-sibiria.org



Pfarrer Marcus zu Gast

Im September hat uns Pfarrer Marcus Nowotny aus Samara/Russland, der auf Heimaturlaub in Brandenburg war, spontan in Osnabrück besucht. Sein Pfarrkind aus Tscheljabinsker Zeit, Mascha, ist eine unserer diesjährigen Freiwilligen aus Russland. Als wir sie im SkF-Kindergarten „Rasselbande“ bei der Arbeit überraschten, war Maschas Freude so groß, dass sie Pfarrer Marcus um den Hals fiel. Maschas eingeweihte Kolleginnen hatten für uns einen Kaffeetisch im Gästeraum gedeckt, in dem wir eine Weil lang miteinander plaudern konnten. Anschließend statteten wir noch den Franziskanerinnen in Osnabrück, die Mitschwestern in Russland haben, einen Besuch ab. Pater Marcus und ich haben uns Mitte November schon wiedergesehen. Ich habe ihn zum ersten Mal in seiner jetzigen Pfarrei in Samara besucht.

Familiäres

Wer den Blog von Bischof Pickel (kath-ru.blogspot.de) kennt, wird wissen, wie familiär

es im Bistum St. Clemens zugeht. Familie pur gab es im Herbst dieses Jahres: Die Familie von Martin, dem jüngsten Bruder des Bischofs, kam zu Besuch. Martin, Conny und ihr Sohn Jakob begleiteten Bischof Clemens Pickel auf seinen Reisen im Bistum.



Foto-Talent-Aktion

In der letzten Ausgabe der KUH haben wir über den Talentwettbewerb anlässlich des 100. Geburtstags der Caritas Osnabrück geschrieben. Ich hatte unsere Leser gebeten, unter dem Stichwort „Fototalent“ für die Notfallhilfe der Schwestern in Marx zu spenden. Im Gegenzug hatte ich versprochen, jedem Spender mit der Spendenbescheinigung auch ein von mir

gemachtes Foto aus Russland beizulegen. Über die Spendensumme von 2870 Euro haben die Schwestern und ich uns sehr gefreut. Bedürftige Menschen werden mit Nahrung, Kleidung, Schulmaterial, Heizkostenhilfe, Medikamente etc. unterstützt.

Klosterbauer in Aktion



„Als ich gestern die Marienfigur nach Marx brachte, begegnete ich auch unseren Gästen aus Deutschland. Es ist eine Erholung zu sehen, was doch alles geht, auch wenn es immer wieder zumindest ein wenig peinlich ist, Helfer von weit her um solche Dinge zu bitten. Früher gab es einen sowjetischen Witz über das, was eine Brigade sei: einer arbeitet und drei schauen zu. Gestern war ich der einzige Zuschauer, und sieben haben geschafft.“ (Bischof Pickel)



Wir über uns

Seit über 18 Jahren hat es sich die Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte gefördert werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren
- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortlich:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164
osteffan@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Caritas Astrachan

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)
 Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN
 DE13265501050000235085

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
 NOLADE22XXX

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers
 Spende Russlandhilfe

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN
 D E 08

Datum Unterschrift(en)

WIBK 113 377 000

